P. o. germ. 692
Fiche (10

<36624312360016

<36624312360016

Bayer. Staatsbibliothek

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Mährchen.

Berlin.
In Ungers Journalhandlung.
1802.

Journal der Romane.

Zehntes Stück.

Berlin, 1802.
In Ungers Journalhandlung.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Selim und Zoraïde.

Der König Krantimor war ein so rechtschaffner Mann; daß er sich gradezu auf seinen Thron setzen mußte, um jemand zu überzeugen, er sey daran gewöhnt.

Mit unerschütterlicher Standhaftigkeit beharrte er darauf, zu seinen Verordnungen nichts als den Nahmen herzugeben, und sich dem zufolge alle Morgen einige Bücher weißes Papier reichen zu lassen, worauf er dann seine Minister das Übrige hinzusetzen lies.

Eben so eifrig trieb er seine Generale an, so viel Schlachten als möglich zu gewin-

nen, um dann als Vater des Volkes, das Tedeum mit der gehörigen Würde absingen, und die gewöhnlichen Glückwünsche deswegen annehmen zu können.

Von der Wichtigkeit seines Lebens überzeugt, stärkte er sich täglich durch eine wohlgeordnete Jagd. Küche und Keller wurden Abends zuvor auf das solideste besorgt, und es verstand sich von selbst: daß man, bey dieser wichtigen Staatsangelegenheit, auf einige verwüstete Saatfelder weiter keine Rücksicht nehmen konnte.

Die Königin war vor einigen dreyßig Jahren sehr schön, das heißt alles gewesen was man vernünftiger Weise von einer Königinn verlangen kann. »Nicht viel verlangt!« — wird man sagen — Aber die arme Königinn mag das Gegentheil beweisen.

Welch ein Hals! Welch ein Mund!

Welch ein himmlisches Auge!« — riefen die grausamen Hofleute alle Abende. »Barmherziger Gott! Welche Flekken! Welche Runzeln! Welche schreckliche Vertiefungen! wiederhohlte der noch grausamere Spiegel alle Morgen.

Was sollte man thun? — da die Hofleute auf diese Weise andeuteten; wie wenig sie geneigt waren von ihren Forderungen abzugehen; so nöthigten sie die arme Königinn das Äußerste zu versuchen.

Man verschrieb Schönheitswasser, Faltenzieher, deutsche und spanische Schminken; die Toilette ward bei verschloßnen Thüren besorgt, und die Kammerfrauen hatten kaum Zeit, täglich einen Roman durchzulesen.

Aber wann käme ein Unglück allein? —

Prinzessin Zoraïde fing jetzt in ihrem zwölften Jahre an zu beweisen: wie sie in ihrem siebzehnten alle Schminken und

Schönheitswasser der ganzen Welt zu Schanden machen würde. Hies das nun aber nicht ihrer Mutter gradezu nach dem Leben trachten? — Auch nahm es die Königinn ganz von dieser Seite, und da es sogar nach den Grundsätzen der neuesten Philosophie erlaubt ist: sein Leben zu vertheidigen; glaubte sie sich ebenfalls dazu verbunden.

Die Prinzessin ward krank, bekam Anfälle von Wahnsinn und konnte schlechterdings dem öffentlichen Urtheile nicht mehr Preis gegeben werden.

»Ob sich das alles so verhielt?« — Wer hätte danach fragen dürfen! — — Genug die Königin versicherte es, und der König so eben mit den Anstalten einer Wildenschweinsjagd beschäftigt, konnte unmöglich, wider seine Gewohnheit den Ungläubigen machen.

Ein benachbarter Park ward auf das schleunigste mit hohen Palisaden eingefaßt, ein kleines Haus darin aufgebaut, und die Prinzessin unter sicherer Bedeckung dahin abgeführt.

Einige Stumme besorgten die Aufwartung, zwey Cavallerieregimenter umgaben die äußern Bezirke des Parks und die schlaflosen Nächte der Königinn schienen sich etwas zu mindern.

Nichts desto weniger verstand es sich von selbst: daß ihre Gesundheit, unter diesen häuslichen Sorgen, merklich gelitten hatte und daß der König, wenn grade böses Jagdwetter einfiel oder kein Tedeum zu singen war, manchmal nach seiner Tochter fragte.

Die Nachrichten lauteten dann immer so niederschlagend, daß man nur durch festliche Zerstreuungen einigermaßen aufgeheitert

werden konnte; und so ward der Pf . . sche Hof bald einer der glänzendsten die es jemahls gegeben haben mag.

Jetzt hatte Zoraïde ihr funfzehntes Jahr erreicht und die Palisaden wurden mit einer Mauer umgeben, als Prinz Selim mitten unter einem großen Feuerwerke in der Residenz anlangte.

Der König empfing ihn mit einem traulichen Handschlage, und die Königinn suchte schnell Eins ihrer siegreichsten Lächeln hervor. Der trauliche Handschlag galt dem Erben eines großen Königreichs, und das Lächeln einer wirklichen apollonischen Gestalt.

Zwar wollten die Hofleute gegen das letzte einige Zweifel erheben, da sie aber von den Damen hörten: welch eine klägliche Bewandniß es mit dem Verstande des Prinzen habe, glaubten sie sich wegen der

der Schönheit zur Majorität schlagen zu können.

In der That waren die Hofdamen zu diesem Urtheil vollkommen berechtiget. Keiner Einzigen hatte der Prinz Gelegenheit gegeben, die Reinigkeit und Unwandelbarkeit ihrer Grundsätze zu bewähren. — Was um Gotteswillen sollte man aber von der Tugend dieser guten Kinder denken; wenn sich niemand die Mühe gab sie auf die Probe zu stellen. Rache ward daher einmüthiglich beschlossen, und der Prinz schien verloren zu seyn.

Aber unglücklicher Weise bemerkte er nichts von allen diesen Anstalten. Der Kavallerieoffizier, welcher den Park bewachte, war sein Freund, und hatte ihm einige Vermuthungen über den sogenannten Wahnsinn des lieblichen Mädchens verrathen. Da er selbst der Sache nicht weiter

nachspüren durfte; so glaubte er in dem Prinzen seinen Mann gefunden zu haben und es zeigte sich bald, daß er richtig combinirt hatte.

Selim dachte wachend und träumend nichts als das unglückliche Mädchen, alle Zerstreuungen wurden ihm zum Eckel und die ganze Urbanität des Pf . . schen Hofes ging an ihm verlohren.

Zwar hatte grade davon Fee Melinette, seine Beschützerinn, die letzte Politur für ihren Liebling erwartet; aber unter uns gesagt, die gute Frau hätte ihn gar wohl zu Hause lassen können. Er war, dank ihrer Sorgfalt, für einen Prinzen, überflüßig gut erzogen, und hatte mehr Verstand als für ein halb Dutzend Königreiche nöthig gewesen wäre. Rechnet man noch einen Ring dazu, durch welchen er sich unsichtbar machen konnte, wann es ihm beliebte; so

so wüßte ich doch nicht: was ihm, zu einem vollkommenen Prinzen damaliger Zeit, gefehlt haben sollte. —

Aber ohne diesen Ring wie unglücklich würde er bey allen Vollkommenheiten gewesen seyn! — Nur dieser machte es ihm möglich Wachen, Mauern, und Palisaden zu durchdringen, das theure Mädchen zwischen ihren Blumen wandlen zu sehen, und das süße Gift der Liebe in vollen Zügen einzuathmen.

Abends zuvor hatte Selim das Geheimniß erfahren; Morgens schon, ehe die Sonne aufging, irrte er unsichtbar in den Gebüschen des Parkes umher, und entdeckte, nach langem Schmachten, plötzlich das niedrige Häuschen von hohen Linden beschattet.

Da lag das holdseelige Mädchen, im höchsten Schmucke der Jugend. So schön und so rein, als hätte sie noch keine Stunde

auf der verderbten Erde geathmet. Er fühlte es: dieser einzige Blick hatte über sein Leben entschieden, — Sie, oder den Tod! —

Aber ach! Was mußte er thun, damit sie ihn liebte? — Sichtbar, oder unsichtbar, durfte er es hoffen? — Der schöne Busen hob sich so ruhig. — In diesen Engelzügen war keine Spur irgend einer Leidenschaft zu entdecken. — Der ganze Frieden des Himmels schien sie zu umschweben. — Wozu hätte sie seiner Liebe bedurft? —

In diese Gedanken vertieft, stand er unsichtbar an ihrem Lager; als ein wunderschöner Vogel bey Zoraïdens Haupte sich niederlies. Kurz darauf folgte ihm ein Anderer, diesem ein dritter, bis in wenig Minuten das theure Mädchen von einem Vögelchore umgeben war. Unter süßem Gezwitscher, zwickten sie bald hie, bald

dort, an ihrem Gewand, flatterten hin und her durch die ofnen Fenster, und schienen das Ende ihres Schlummers kaum erwarten zu können.

Jetzt! jetzt! zuckte der schöne Arm, der Rosenmund bewegte sich zum Lächeln, noch eine Secunde — und das Himmelauge war geöfnet. Dem Prinzen entfuhr ein Laut des freudigen Erstaunens, und Zoraïde sprang schnell von ihrem Lager.

Sie eilte in das Gebüsch, von den Vögeln begleitet, und schien wärend sie ihnen das Futter streute, nach allen Seiten zu forschen: woher der Laut wohl gekommen seyn mögte? — Mehr als ein Mahl war der Prinz im Begriff, ihr sichtbar zu werden, und ihre Knie zu umfassen. Doch Furcht, und Mistrauen in sich selbst hielten ihn bey jeder ihrer Bewegungen zurück.

Aber jetzt da Zoraïde den Stummen Be-

fehl gab das Bad zu bereiten; drohten die gegen einander kämpfenden Empfindungen seine Brüst zu zersprengen. Solte er bleiben? — sollte er folgen? Noch war er zu keinem festen Entschlusse gekommen, als Zoraïde aus seinen Augen verschwunden war. Erschrocken starrte er ihr nach und — nur ein wirklich liebendes Herz wird ihn begreifen — versank in wonnevolle Träumereyen, ohne seine Stelle verlassen zu können.

Ein Geräusch weckte ihn daraus. Es war Fee Melinette, seine Beschützerin. Sie hatte in seiner Seele den Wunsch gelesen: sie zu sehen und sie um ihre mächtige Hülfe zu bitten.

»Liebst dü wirklich, Selim, — sagte sie mit ihrem gewöhnlich liebevollen Tone — so bedarfst du ihrer nicht. Thue was dir die Liebe gebietet und du wirst gefallen.«

»Aber meine gütige Mutter! — antwortete er — Ich mögte so vieles thun; woher nehme ich aber die Macht dazu? —

»Sey ruhig! Wenn du aus wahrer Liebe es zu thun wünschest; so wird es dir gelingen. Du weißt ich halte was ich verspreche. — Leb wohl, und vergiß nicht die Bedingung!« —

»Die Bedingung! rief Selim — O Gott! jetzt bin ich allmächtig! —

Der gute Selim! Es wird sich ja zeigen! —

»So bald sie kommt — rief er — soll eine Wolke sich niederlassen, damit ihr Fuß die Erde nicht berühre! Ein Chor Genien soll sie umschweben, und die köstlichsten Wohlgerüche sollen zu ihr aufsteigen! Dann werde ich . . .

Sie kam und nichts von dem Allen geschah.

»Was ist das? Ey, ey! Selim! steht es so um deine Liebe? —

Doch nein! Seht! dort war ein Rosenstrauch, von Zoraïden gepflanzt. Noch gestern blühten zwey der schönsten Rosen darauf; aber heute — — »Ach heute — sagte Zoraïde — sind sie alle verwelkt!« —

Schmerz, ist Schmerz! mag er durch zwey verwelkte Rosen; oder durch eben so viele verlohrne Königreiche hervorgebracht werden. In Zoraïdens Nähe gab es keine größern Leiden. Selim empfand diese so lebhaft wie sie selbst, und der Rosenstrauch entfaltete plötzlich eine Menge blühender Knospen.

»Nun? — dachte Selim — liebte ich vorhin nicht eben so sehr wie jetzt? — Wo blieb aber die Wolke? —

»Da wo sie immer bleiben wird; — flüsterte Melinette — wenn deine Eitelkeit sie begehrt« —

»Eitelkeit! — dachte Selim — Eitelkeit bey meiner unendlichen Liebe!

»Erinnere dich der Wolke! — erwiederte Melinette —

Aber der Prinz sah nach Zoraïden und nach dem blühenden Strauche. — Er hatte geschaffen! — Er liebte! — Giebt es noch etwas beseeligenderes für den Menschen? kann man da auf Ermahnungen hören? —

Zwar könnte man glauben, das Schaffen habe dem Prinzen nicht viel Anstrengung gekostet; allein er befand sich wirklich dabey in einem ganz besondern Zustande.

Wünschte Zoraïde etwas, dann flammte sein Auge, sein Herz klopfte schneller, ein verdoppeltes Leben schien seinen ganzen Körper zu durchströmen, dunkle verworrne Bilder umschwebten dann seine Seele. Angstvoll suchte er sie zu erhaschen. Vergebens! sie waren dahin! — Aber nun wie-

der! — Noch einmal! Abermals! — Jetzt hielt er sie. Schon konnte er vergleichen, trennen, zu einem Ganzen verbinden. Jetzt! jetzt! O des wonnevollen Augenblicks! Der Gedanke war gebohren, noch eine Secunde — und er stand lebendig vor seinen Augen.

»Nun das war aber kein Wunder!« — Den Dichtern, und Philosophen, Einem jeden unter uns geht es ja alle Tage so!« —

»Richtig! lieben Freunde! Aber ist es denn meine Schuld; wenn das Wunderbare so natürlich, und das Natürliche so wunderbar ist? — Am Ende mußte Fee Melinette mit ihrem Zauberstabe das Beste dabey thun, und wer weiß: ob nicht irgend ein großer Zauberer es eben so mit uns macht. —

Dem sey nun wie ihm wolle, genug diese natürlichen Wunder hatten Zoraïden in einen Zustand versetzt, der ihrer schönen

Ruhe sehr gefährlich zu werden drohte. Keine ihrer Lieblingsbeschäftigungen befriedigte sie mehr, ihre Vögel, und ihre Blumen wurden vergessen, und nun schien sie wirklich von einem süßen Wahnsinn ergriffen.

»O Himmel! Geisterodem der jetzt an ihrer Wange vorüber streifte und ihren Mund — ach so wunderbar — berührte! — Und des Nachts! — Nein! jetzt täuschte sie sich nicht mehr! — gewiß es waren Seufzer, die sie so oft aus dem Schlafe erweckten! —

Seufzer? — kann ein Geist auch seufzen?« — Nun verlor sie sich in schmerzhaft süße Träumereyn, und alles Sichtbare verschwand vor ihren Augen.

Aber desto mehr Bilder traten aus ihrem Innern hervor. Ein Geist? — Ach einen Geist kann man nicht denken! — Wenigstens einen äußerst feinen, ätherischen

Körper muß man ihm geben. — Aber welch eine Form soll dieser Körper haben? — »Welch Eine? — rief Zoraïde — nachdem sie mit geschloßnen Augen manches Bild hervorgerufen und verworfen hatte. »Welch Eine? — rief sie abermals, und der Prinz stand wie von Raphael gezeichnet und von Titian gemahlt, zum Sprechen ähnlich, in Lebensgröße vor ihr.

Ein lauter Ruf des Schreckens wolte ihr entfahren; aber plötzlich schloß sie wieder den lieblichen Mund und sank voll Entzücken die Augen unverwandt auf das Bild geheftet bey einer Rasenbank nieder.

Armer Selim! auch jetzt durftest du ihr nicht sichtbar werden! — In der That Melinette war zu hart! — Alles was du aus wahrer Liebe zu thun wünschtest, solte dir gelingen. Wie oft hattest du gewünscht Zoraïdens Knie umfassen zu dürfen! — Nie

ward es dir vergönnt! — Freilich hattest du es um deinetwillen gewünscht; aber solte das mit der Liebe schlechterdings unvereinbar seyn? — Armer Selim! dein Murren hilft nichts! — Die Feen sind keine Mädchen. —

Wie sehr bewieß dies Zoraïde! — Sie dachte nicht daran, ob das was für sie geschah, aus wahrer Liebe geschehe. —

Unbekannt mit der Welt und mit ihrem eignen Herzen, wie hätte die Reinheit irgend einer Empfindung ihr zweifelhaft werden können. Ach wenn man so liebenswürdig ist, dann wird es nicht schwer an Liebe zu glauben! — Das Mistrauen scheint sich nur mit dem Alter und mit der Häslichkeit zu verbinden und vermag leider nicht sie zu verschönern. —

Aber wie ging es dem Bilde? Es stand im Hintergrunde einer großen Jasminlaube.

Anfangs hatte Zoraïde es nur von ferne angeblickt; aber ein unwiderstehliches Etwas zog sie immer näher zur Laube. Jetzt trat sie hinein. — Sonderbar! — Sie sah, sie wußte ja daß es ein Bild war, und doch konnte sie dem Verlangen nicht widerstehen, ihre Hand auf die schöne männliche Brust, an die volle blühende Wange zu legen. Dann trat sie wieder zurück, um die ganze herrliche Gestalt mit einem Blicke zu umfassen. Welch ein flammendes Auge! Welch ein lieblich majestätischer Mund! — Zoraïde ist es möglich? treibt die Natur so schnell? — Seht! seht! ihr unentweihter Mund ruht auf dem Munde des Bildes.

Und Selim? — Ach Selim wollte verzweifeln. Ging dann wieder von der Verzweiflung zum Entzücken, vom Entzücken zur Verzweiflung über. Grausame

Melinette! wirst du einmal aufhören ihn zu quälen? — Warlich du verlangst, was die menschliche Natur nicht zu leisten vermag! — Ist es denn möglich sich ganz zu vergessen? —

Aber Melinette war unerbittlich. Zwar fingen Selims Empfindungen an sich zu vermischen: daß ihr eigentliches Wesen sogar dem Feenauge zweifelhaft würde. Demohngeachtet bestand Melinette darauf: der Prinz könne nur durch Zoraïdens ausdrückliches Verlangen in ihrer Nähe sichtbar werden. Vergebens berief sich dieser auf ähnliche Wünsche Zoraïdens. — Es blieb darum alles wie es war.

Hätte das liebliche Mädchen auch nur eine Ahnung hiervon gehabt; wie bald würde Selim erlöset worden seyn. Aber der Wunsch den schönen, herrlichen Mann liebeathmend in ihre Arme zu schließen,

konnte nur allmählig in dem reinen Herzen sich bilden. Auch machten sie, die unschuldigen an dem Gemälde verschwendeten Liebkosungen schon unbeschreiblich glücklich.

Aber ach! die Sonne kam näher, die Nächte wurden lauer, Zoraide hatte das sechszehnte Jahr erreicht, und ihr Schlummer ward oft unterbrochen. — Ihr dünkte, es solle sie etwas umfassen, mit Kraft, mit Heftigkeit umfassen. — Sie müsse es dann fest, fest an ihr Herz drücken, als gäbe sie sich auf ewig dahin, als solle nur der Tod sie scheiden. — Ja so mußte sie es in ihre Arme schließen. Aber ach Gott! was solte sie umfassen? — Das Bild? — es ließ sich nicht denken. — Nun irrte sie mit trähnenvollem Auge in den Gebüschen umher. Ihr Glück war dahin, und das Bild stand verlassen.

Aber wenn sie nun auf dem einsamen

Lager schlummerte, dann trat es wieder lebendig vor ihr hin. Kein Bild mehr! — Nein! nein! voll Liebe, voll Sehnsucht wie sie, mit hoher Kraft und himmlischer Anmuth. Jetzt wolte sie in seine Arme sinken und — erwachte.

»Wo bist du? — rief sie — wirst du dich ewig mir entziehen? — Kann ich nur im Traume glücklich seyn? — O so laß mich nie aufhören zu träumen! — Nun sank sie zurück und schloß die Augen wieder mit ahndungsvollem Lächeln.

Aber sie bedurfte der Träume nicht mehr. Selim kniete schon, im höchsten Entzücken, an ihrer Seite, und deckte ihre Hände mit brennenden Küssen.

»Zoraïde! rief er — O, blicke mich an, es ist kein Traum. Ich liebe dich! liebe dich unaussprechlich! — Ach Zoraïde! Zoraïde! was habe ich gelitten! — O blicke mich an, damit ich dieses alles vergesse!« —

Jetzt öfnete sie die Augen und . . . . . Wenn das Leben aus solchen Augenblicken bestände; dann könnten wir den Himmel entbehren.

Aber die Liebe erscheint dem Sterblichen nur, als Bürge für die Wirklichkeit eines höheren Lebens. Dann kehret sie schnell in das Geisterland zurück und nur ein reines Herz vermag sie zu einer augenblicklichen Rückkehr zu bewegen. So klagen selbst ihre glücklichsten Lieblinge. Auch Selim und Zoraïde glaubten sich nur Augenblicke besessen zu haben; als ihre schöne Verbindung auf die peinlichste Art gestört wurde.

Der Genius Grumedan hatte so eben den Sieg über eine wiederspänstige Schöne davon getragen, litt noch dazu an einer Unverdaulichkeit und wolte sich in den niederen Lüften, wo er eigentlich zu Hause gehörte, eine Bewegung machen; als . . . .

»Ein Genius der an einer Unverdaulichkeit leidet!« —

Nun ist denn das so was ausserordentliches? Man braucht nur die Perioden des verflossenen Jahrhunderts rückwärts zu zählen: so stößt man unfehlbar auf die Periode der Genies, welche sich gerade zwischen der Siegwartschen und der Pädagogischen befindet, an den Knitteln, den ungekämten Haaren und den Unverdaulichkeiten zu erkennen ist. Warlich! es steht gar nicht fein, die Leute so mitten im Erzählen zu unterbrechen. Noch dazu in einem Mährchen, wo man sich dergleichen von Rechtswegen verbitten kann. — Genug er machte sich eine Bewegung in der untern Atmosphäre; als er Zoraïden bei ihrem Hüttchen entdeckte.

Sie war eben in einen süßen Schlummer gesunken und ein wohlthätiger Traum

zauberte den abwesenden Geliebten in ihre Arme. Er mußte leider, wenigstens an den großen Festen bei Hofe erscheinen, um die Königin und ihre Damen zu versöhnen. Aber der Zorn aller Königinnen der Welt, würde ihn nicht zurückgehalten haben, wenn er gewußt hätte, daß Grumedan sich jetzt bei seiner angebeteten Zoraide befände.

»Erwachen Sie doch! mein schönes Kind! — rief dieser; indem er das zarte Mädchen sehr unsanft schüttelte — das Schlafen steht Ihnen zwar recht hübsch; aber jetzt kann es nichts helfen und macht mir wirklich Langeweile. Ich hoffe es wird sich ein vernünftiges Wort mit Ihnen sprechen lassen — und nichts befördert die Verdauung so sehr, als ein liebliches Mädchengeschwätz. Die Anderen wissen nichts als sich ein bischen wehren, unterliegen, und dann jähnen. Aber Sie sehen mir nach

ganz was anderem aus. — Nun so hören Sie doch! und sperren Sie das Mäulchen nicht so auf!«

In der That Zoraïdens Mund, hielt das Mittel, zwischen Zähnen und Erstaunen. Sie maß den Genius in die Breite und in die Länge, ohne das mindeste auf seine zärtliche Anrede erwiedern zu können.

»Nun Mademoiselle! was soll denn das Angaffen bedeuten? haben Sie in ihrem Leben nichts von dem Genius Grumedan gehört? — Ich solte doch meinen, die Schönen müßten ihn kennen! — Aber Sie scheinen mir hier auch verzweifelt klösterlich zu wohnen! — Nun geben Sie sich zufrieden! Ich will Sie mitnehmen, und wenn Sie artig sind; sollen Sie es ganz gut bey mir haben.

Bey diesen Worten schien er wegen des Mitnehmens Ernst machen zu wollen, als

plötzlich Melinette mit ihrem Zauberstabe dazwischen trat.

»Ich bitte — sagte sie, ziemlich trocken — Herr Grumedan wollen sich mäßigen. Sie haben sich der Entführungen, und was dem ähnlich sieht, bey dieser Gelegenheit zu enthalten. Prinzessin Zoraïde möchte auf diese Weise schwerlich zu gewinnen seyn. Gegen alles, was Sie durch Ihre Liebenswürdigkeit erhalten können, habe ich nicht das Geringste einzuwenden. Aber auf dem anderen Wege möchte ich mir die Freiheit nehmen, gewisse Einwendungen zu machen; welche schwerlich Dero Beifall erhalten möchten.«

»Ey! ey! ganz gehorsamer Diener Madam! — antwortete der Genius, etwas betroffen — Wer hätte unter diesem Strohdache eine Prinzessin gesucht, die so glücklich ist, sich Ihres Schutzes zu erfreuen!

Nun!

Nun! nun! Umstände verändern die Sache! — — Indessen werde ich mein Möglichstes thun, und hoffe Prinzessin Zoraïde wird Augen haben. — A revoir Madame! und sans rancune wenn ich bitten darf! —

Bey diesen Worten begann er seinen schwerfälligen Flug und streifte so plump an einem Zitronenbäumchen vorüber, daß Blüthen und Früchte in einem Augenblicke zerstört waren.

»Sehen Sie! sehen Sie! — rief Zoraïde — diesen Unhold sollte ich lieben? —

»Lieben! — wiederhohlte Grumedan; in dessen dicke Ohren nur das letzte Wort gedrungen war — Ah ha! sie spricht schon von lieben! Seht mir doch Einer die Mädchen!« — und so arbeitete er sich unter schallendem Gelächter, stöhnend durch die Lüfte.

»Ach Madam! — rief Zoraïde — ohne

ihren Schutz sind wir verloren! — Meine Mutter wird mich aufopfern, und Selim verzweiflen!« —

»Sey ruhig liebes Kind! — antwortete Melinette — bey der kleinsten Gewaltthätigkeit halte ich mich an den Herrn Grumedan. Er weiß: daß ich in solchen Fällen nicht zu spaßen pflege. Erst vor kurzem ist er von einer sehr empfindlichen Strafe befreit worden, und mögte wahrscheinlich keine Lust haben sich einer zweiten auszusetzen. Aber ich eile deinen Geliebten zu benachrichtigen. Es ist schlechterdings nothwendig, daß er einige Zeit unsichtbar bleibe. Hüthe dich das Gegentheil zu verlangen und vertraue meinem Schutze.

Mit diesen Worten verschwand sie und ließ Zoraïden gedankenvoll bey ihrem Hüttchen.

»Ach Selims Liebe! — Sein Muth! — Welche Gefahren! Welche schreckliche Aussichten!« —

In der That! kaum hörte er die Unglückspost; als auch schon von Schwerdt und Lanze die Rede war. — Nichts von Mäßigung! von Unsichtbarkeit! — Ein Nebenbuhler! Bey einem Nebenbuhler unsichtbar! — Es war unmöglich! Es ließ sich gar nicht denken! —

Allein dieser Nebenbuhler war ein Genius und mußte grade wegen seiner Plumpheit mit der äußersten Vorsicht behandelt werden. Wollte der Prinz ihren sehr vernünftigen Rathschlägen kein Gehör geben; so mogte er auf Melinettens Hülfe nicht mehr rechnen.

Was war zu thun? — er mußte sich endlich ergeben. Melinette hatte Recht. — Bey Zoraïdens unwandelbarer Liebe konnte

man den Genius auch wohl von der komischen Seite nehmen.

In dieser Stimmung befanden sich die Gemüther; als Herr Grumedan in einer mit Stroh angefüllten Staubwolke Zoraïden seine Aufwartung machte.

Sie rieb sich die schönen Augen und Herr Grumedan versicherte: daß es ihm jederzeit einen königlichen Spas mache, die Leute auf solche Weise bekomplimentiren zu können.

»Dort, neben Ihrem Park — fuhr er fort — streifte ich an einem Haufen Spaziergänger vorbey. Da hätten Sie nur die Frauenzimmerchen sehen sollen! — Das war ein Gequiqe! ein Gekreische. Sie liefen wie die verlornen Schäfchen hin und her, und wußten nicht wie ihnen geschah; als ich sie auf meine Weise, recht tüchtig, Eine nach der Anderen abschmaßte. Die Herrn Galane

standen unterdessen wie versteinert, und ich dachte vor Lachen den Geist aufgeben zu müssen.

»Ach da würden Sie sehr wenig aufgegeben haben! — seufzte Zoraide mit thränenden Augen.

Glücklicher oder unglücklicher Weise hörte Herr Grumedan nichts von dieser Anmerkung. Er hatte sich laut schnaufend auf eine Rasenbank und grade auf Zoraïdens Arbeitskörbchen niedergeworfen, was er mit einigen derben Flüchen über die Erbärmlichkeit des Frauenzimmerapparats ganz zerknirscht unter sich hervorzog.

Er versicherte ein ausgemachter Feind aller dieser Nürnberger Waare zu seyn und schwur augenblicklich sein ganzes Goldservies einschmelzen zu lassen; wenn nicht jeder Senflöffel Solidität genug hätte, jeden nach Belieben damit todt zu schlagen.

»Wenn Sie Schüsseln sehen wollen! — fuhr er laut schreiend, und mit einem entsetzlichen Schlage auf der Brust fort — da müßen Sie zu mir kommen! — Zwey meiner dicksten Genien ächzen, wenn sie sie auf den Tisch bringen, und in meinen Terrinen, kann man ein kleines Kätzchen, wie Sie, über baden.

»Nun Nun! sehen Sie nur nicht so betrübt aus! — Ich sage ja noch nicht: daß es geschehen soll. Aber ich muß doch wirklich den Papa zum Essen bitten. — Da sollen Sie einmal Augen machen! — —

Aber wo blieb Selim während dieser schönen Unterhaltung? — Ach Selim hatte ihr vom Anfange zugehört und dachte nur auf Mittel Zoraïdens Leiden zu mildern. Er wählte dazu ihre kleinen Lieblinge die Vögel. Bald stimmten sie ein so angenehmes und die wohlklingendsten Instrumente

nachahmendes Concert an: daß sie Herrn Grumedan sogar auf einige Augenblicke seine goldene Schüsseln vergessen machten.

»Hm! nicht übel! rief er, nachdem er einige male sich recht wohlgefällig ausgedehnt hatte. — Wahrscheinlich eine kleine Galanterie Ihrer Beschützerin Signora Melinette. Indessen sehe ich doch nicht ein; daß viel Kunst dazu gehört, die Vögel musikalisch zu machen. — Wollen Sie, schlechterdings dergleichen haben; so müßte es doch närrisch zugehen, wenn man nicht etwas viel kurioseres heraus bringen sollte.«

»Ach ich bin recht sehr mit diesem zufrieden — erwiederte Zoraïde. —

»Das will ich glauben! — fiel Herr Grumedan ein — Weil Sie nichts besseres kennen. — Aber es soll Ihnen mein Seel ganz anders zu Muthe werden, wenn ich meine Concertanten anfangen lasse! —

Bey diesen Worten stampfte er mit seinem corpulenten Fuß auf den Boden und plötzlich stimmten einige tausend Frösche ein so fürchterliches Koaaks an: daß Zoraïde händeringend bath sie zu verschonen. Allein Herr Grumedan bezeigte sehr wenig Lust dazu und applaudirte so lange mit Hand und Mund, bis er Zoraïden bey der Rasenbank niedergesunken fand.

»Nun! nun! — rief er — wer wird denn gleich so erschrecken! Es sind ja nur Frösche! — Aber was Kukkuk tanzt denn da oben in den Lüften? —

Es waren Zoraïdens Vögel. Mit vielen hundert Lämpchen in den Schnäbeln, brachten sie, auf Selims Gebot, die angenehmsten und mannigfaltigsten Bilder hervor.

»Poz hundert tausend — fuhr Herr Grumedan fort — das soll wohl gar ein

Feuerwerk seyn? — Fee Melinette greift sich ja recht an! — Nun, morgen kann ich auch damit aufwarten. Für heute ist es besser, Sie legen sich zu Bette und künftig werden Sie sich das Erschrecken wohl abgewöhnen.« Mit diesen Worten empfahl er sich, und Zoraïde sank in ihres Selims Arme.

Aber ach! schon auf den folgenden Tag war das Feuerwerk angekündiget, und sollte nach Herrn Grumedans Versicherung, alles übertreffen, was man jemals in der Art gesehen haben mochte.

Vergebens bat, flehte Zoraïde, sie wenigstens heute nur damit zu verschonen! — Herr Grumedan war unerbittlich.

»Alle meine Leute — rief er — sind schon zur Stelle und warten nur auf das verabredete Zeichen. Ja! ein solches erbärmliches Ding als das gestrige, mag sich

aufschieben lassen; aber hier ist wahrhaftig nicht zu spaßen! —

Zoraïde verstummte, und das Feuerwerk nahm seinen Anfang. Es war nichts mehr und nichts weniger als ein ziemlich ansehnlicher Vulkan, welcher durch einige Erdstöße die Ergötzlichkeit ankündigte. Schon bey dem Ersten war Zoraïde zu Boden gesunken. Aber Herr Grumedan weit entfernt es zu bemerken, hielt sich die Seiten vor Lachen und versicherte hoch und theuer: sich in langer Zeit nicht so königlich amüsirt zu haben. Ganz vorzüglich labte er sich an den Schrecken der Wanderer in der Nähe des Parks und glaubte, besonders bey dem Geschrey der Frauenzimmer, sich ausschütten zu müssen.

Aber Fee Melinette glaubte denn auch seinen Galanterien ein Ziel setzen zu müssen. Sie erschien mitten unter dem Geprassel des

Vulkans und bat Herrn Grumedan ziemlich lakonisch die Recreation zu endigen.

»Ey von Herzen gerne, antwortete dieser mit außerordentlicher Nachgiebigkeit. — Aber gestehen Sie daß es zum krank lachen ist! —

»Kann seyn! — erwiederte Melinette sehr trocken — Indessen scheint es Prinzessin Zoraïde nicht von dieser Seite zu nehmen.

»Ja was Kuckuck soll man aber dabei anfangen! rief Herr Grumedan ziemlich entrüstet. Ist es meine Schuld, wenn sie so erbärmlich zusammengesetzt ist? —

Das nicht. Aber dann wäre es doch besser, sich nach einer handvesteren Schönen umzusehen.

Madame belieben zu spaßen! Sie wissen eben so gut wie ich, daß uns diese zarten Dingerchen am meisten conveniren.

»Sie klagen ja aber grade über diese Zartheit. —«

I nun! c'est selon! Freilich muß sie künftig meinen Geschmack besser studiren. Aber nach der Hochzeit wird sich das alles schon geben! — Denn ich werde doch wohl Ernst machen und mit dem Vater je eher je lieber sprechen müssen.

Leben Sie wohl Madam! Das Prinzeßchen wird sich mit Ihrer Hülfe schon erhohlen.

Bei diesen Worten verschwand Herr Grumedan nebst dem feuerspeienden Berge, und Zoraïde holte zum ersten Male wieder Athem. Sie hatte nichts vòn den Heyratsprojekten vernommen und glaubte wieder in ihres Selims Armen Trost finden zu können.

Aber Melinette warnte sie abermals, und versicherte: Herr Grumedan habe gewiß bei dem Vulkan eine Nebenabsicht gehabt. Es sey höchst wahrscheinlich, daß er

Selim entdeckt und seinen Untergang beschlossen habe.

Doch wann hätte die Liebe auf Warnungen gehört! Kaum war Zoraïde allein, als die Sehnsucht nach dem Geliebten von neuem erwachte. Ach! er schwebte in ihrer Nähe, schmachtete, wie sie, nach einer Umarmung, und hörte nicht sobald den Namen Selim aus ihrem Munde, als auch schon alle Feen und Genien der Welt vergessen waren.

Aber Melinette hatte richtig geahnet. Des plumpen Genius Dummheit bewahrte ihn nicht vor der Eifersucht. Er hatte den Nebenbuhler gewittert, und lauschte jetzt im Hinterhalte, seine Rache zu befriedigen. Schon hatte er die mörderische Keule gehoben; als Selim blitzschnell und mit gezogenem Schwerdte ihm entgegenstürzte.

Aber ohne Melinetten war er dennoch

verloren. Sie entführte ihn plötzlich durch die Lüfte und schloß ihn, ohne auf seine Ausrufungen zu hören, in einen ihrer prächtigsten aber zugleich festesten Palläste. Dann kehrte sie schnell zu dem plumpen Genius zurück, um seine Schritte auf das genaueste zu beobachten.

Er ließ jetzt an der unglücklichen Zoraide seine ganze Wuth aus, und schwor daß er morgenden Tages zu ihrem Vater gehen, und gleich nach der Hochzeit den frechen Laffen bis an das Ende der Welt aufsuchen würde.

In der That kaum hatte das frische Milchmädchen sich zum Gange in die Hofküche geschürzt, der König den ersten Wildenschweins- und die Königin den zweiten Verjüngungstraum angefangen: als Herr Grumedan incognito, das heißt: wie ein ordentlicher Mensch in der Residenz anlangte.

Freilich war sein Aufzug eben nicht geschickt dieses Incognito zu begünstigen. Er wurde, auf seine Keule gelehnt, mit einem jungen Wolfe unter dem Arme, von zwanzig polnischen Ochsen auf einem massiv goldenen Karren gezogen, und hatte eine zahlreiche Escorte von früh erwachten Pudergöttern und laut applaudirenden Straßenjunkern hinter sich.

Drei entsetzliche Schläge an die Schloßpforten meldeten seine Ankunft. Die Wachen entflohen mit lautem Geschrei und die Zofen wußten nicht wohin mit ihren glücklichen Liebhabern. Der König fuhr mit ungewöhnlicher Schnelligkeit in die ungesäuberten Jagdstiefel, und die Königin ergriff ein Gefäß mit rother Dinte statt des rouge de coeur.

In der That es war der guten Dame nicht zu verdenken. Man schrie ihr mit ei-

nem Mahle von Ochsen und Genien, von Wölfen und goldenen Wägen entgegen. Mit beiden Armen suchte sie nun das entsetzliche Erachende abzuwehren, und war so unglücklich die falsche Achsel der ersten Dame d'honneur und die kastanienbraune Perücke der Zweiten zu treffen; als Genius Grumedan mit ihrem königlichen Gemahl angekündigt wurde.

Vergebens suchte sie nebst den beyden Hofdamen zu entfliehen. Genius Grumedan verstand sich nicht aufs Warten, und noch ehe der Fehler mit der rothen Dinte, mit der Achsel, und der Perücke verbessert war, stand er dicht vor dem lieblichen Kleeblatte.

Zum Unglück waren die beiden Damen in diesem wichtigen Momente seitwärts gebeugt, und hatten die Königin mit schrecklichem Lichte im Vordergrunde zurückgelassen.

»Poz

»Poz hundert tausend! Ihro Majestät — rief Herr Grumedan; als er die rothe Dinte auf den Wangen der Königin erblickte — »was ist denn das für ein scheusliches Ungethüm?

»Meine Gemahlinn,« — antwortete der König; indem er den Genius freundschaftlich in die Seite stieß. Er hatte nehmlich Herrn Grumedan schon angezeigt: wie in Ansehung der Heyrath alles von seiner Gemahlin abhänge, und der Genius fühlte jezt, freilich etwas spät: daß er schnell wieder gut machen müsse.

»Hm . . . hm . . . — fuhr er räuspernd fort; indem er sich zum Handkusse näherte — »scheuslich; aber doch angenehm.« —

Glücklicher Weise hatte die Königin in der Bestürzung nur das lezte Wort gehört, und bewillkommente nun den Genius so gut es die Umstände erlauben wollten. Die

Hofdamen restaurirten sich auch in der Geschwindigkeit und so kam denn alles noch vor Tafel in die gewöhnliche Ordnung.

Bei ihr nahm der Genius allein zwey Spanferkel und vier kalkutische Hähne, und versicherte: bey dem Gemüse eben so mäßig seyn zu wollen, um der Nachmittagsconferenz, mit ungetrübtem Geiste beiwohnen zu können.

In dieser ward nun die Heyrathsangelegenheit des breiteren verhandelt. Keine Mitgabe, und keine Rückkehr! — Darauf bestand die Königin. Nun ließ sich aber auch der König die Hochzeit in der Residenz, und eine Parforcejagd zum Abschiede nicht nehmen.

Der Genius war mit allem zufrieden; nur drang er auf ein kräftiges Mittel die Prinzessin zum Jawort zu bewegen. Die Königin übernahm dieses mit vieler Be-

reitwilligkeit und Herr Grumedan pfif nun seinem Wolfe, um die Prinzessin augenblicklich zu hohlen.

In der That, kaum war der vierfüßige Abgesandte verschwunden; als er schon wieder mit Zoraïden auf dem Rücken erschien, und sie zu den Füßen ihrer königlichen Eltern niederlegte. Sie war natürlich durch die sonderbare Reise des Bewußtseins beraubt, und gab dadurch der Königin die beste Gelegenheit sie unverzüglich in Verwahrung zu nehmen.

Es fehlte nicht viel, so hätte diese eben so sehr wie ihre Tochter der Hülfe bedurft. Zoraïdens Schönheit hatte sich bis zum Blendenden vervollkommnet, und machte daher die kräftigsten Gegenanstalten nothwendig. Nur durch diese sehr richtige Bemerkung, vermogte die Königin das Schrecken zu überwinden, und so ward denn alles

aufgeboten, die Vermählung zu beschleunigen.

Aber eine Vermählung trotz dem Abscheu der Braut! — Auch dafür war gesorgt. Der Hofkaplan wurde angewiesen bey der entscheidenden Frage die Hand an einen Kelch zu legen, und im Falle eines Neins diesen sogleich der Prinzessin anzubieten.

Man hatte sie von diesem wichtigen Umstande benachrichtiget und ein Lächeln zur Antwort bekommen. Durch Herrn Grumedans glückliche Auslegungskunst wurde dies zu seinem Vortheile gedeutet, und so konnte man denn hoffen, eine jede Parthey zu befriedigen.

Gleichwohl war der König sehr zu beklagen. — Die Regierungsgeschäfte, welche Morgens zwey ganze Stunden anhielten, mußten fortgesetzt werden; ohne daß der gute Landesvater die mindeste Erhohlung dafür gehabt hätte.

Seit des Genius Anwesenheit war an keine ordentliche Jagd mehr zu denken. Er schlug alles mit seiner Keule nieder; was er vergaß, besorgte sein Wolf, und Ihro Majestät standen dabey und jähnten so schrecklich, daß man Ihnen in das königliche Herz hätte sehen können.

Dem mußte abgeholfen werden. Herr Grumedan sogar schien dieses zu begreifen, und beschloß daher dem Könige in der Residenz eine kleine Ergötzlichkeit zu veranstalten.

Er ließ nämlich das Trauerspiel Romeo und Julie durch lauter Thiere und größtentheils durch Bären aufführen. Romeo unter Anderen war ein gar tüchtiger Geselle. Um des Kontrasts willen hatte man ein junges Schaf für die Rolle der Julie ausersehen, alles ging vortreflich und einige Dutzend Zuschauer lagen schon vor Lachen

halb unter den Bänken, als der fünfte Akt das wirkliche Trauerspiel zu eröfnen schien.

Romeo mochte in der Eile seine Rolle nicht genug einstudirt haben. Er bekam mit einem male, einen so unüberwindlichen Appetit zu seiner Julie, daß er sie bey der blonden Perücke ergriff und wirklich incorporiren wolte. Julie aber glaubte nun auch nicht mehr an ihre Rolle gebunden zu seyn und flüchtete mit hastigen Sprüngen über das Orchester mitten unter die Zuschauer hinab.

Aber einem solchen Liebhaber war nicht so leicht zu entfliehen. Er schien fest entschlossen seine Rechte geltend zu machen und verfolgte die Geliebte troz allem, was sich ihm widersetzen konnte.

Welch ein königlicher Spas für den Herrn Grumedan. Eine geraume Zeit labte er sich an der allgemeinen Verwir-

rung, und würde dieses Vergnügen so bald nicht aufgegeben haben, hätte er sich nicht endlich, bey den wiederhohlten Bitten des Königs dazu entschließen müssen.

Der zärtliche Romeo ward demnach zurückberufen und die sanfte Julie suchte nun auf den königlichen Auen, einen Liebhaber, der auf eine nicht so originelle, aber für sie überzeugendere Weise seine Liebe zu erkennen gäbe.

Endlich war denn nun auch der Hochzeitstag erschienen, und alles aufgeboten, was ihn verherrlichen konnte. Die schöne königliche Braut näherte sich dem Altare mit einer Heiterkeit die Allen, ausgenommen Herrn Grumedan, kraft seiner glücklichen Selbstzufriedenheit, unbegreiflich war. — Aber siehe da! der Herr Genius hatten dennoch geirrt, und das Räthsel würde ganz anders aufgelößt.

In dem Augenblicke wo Zoraïde das schreckliche Ja aussprechen soll, greift sie nach dem Kelche und würde ihn unfehlbar an den lieblichen Mund gesetzt haben; wäre nicht in demselben Momente Kelch und Priester von einem Blitzstrahle getroffen worden.

Unter rollendem Donner erbebte die Kirche und Melinette mit Selim stand an der Seite des göttlichen Mädchens.

»Bis dahin und nicht weiter! — rief die Fee; indem sie Herrn Grumedan bey dem genialischen Zopfe ergreifend ihn zum Zeichen ihrer Macht schwebend über dem Altare erhielt. — »Es ist Zeit dich Unhold in Verwahrung zu bringen! und Sie Madam — indem sie sich zur Königin wandte — »werden die Güte haben ihm Gesellschaft zu leisten. Was Ihro Majestät den König betrift; so werden Dieselben hiemit von den

Tedeums und von den Unterschriften befreit. Wofür Ihnen wie billig eine gute Pension und ein ansehnliches Jagdrevier angewiesen wird.«

»Selim wird ein guter König werden; wenn er seine Eitelkeit, und Zoraïde eine gute Frau; wenn sie ihre Liebe überwinden kann.

Was die Fee damit sagen wollte? — In der That ich weiß es nicht? Es sey denn, daß sie von der menschlichen Liebe gesprochen haben möchte. Bekanntlich können die Männer diese nicht gut an den Weibern ertragen; wogegen ihnen aber die göttliche — besonders wenn sie sich durch Langmuth äußert — über die Maaßen gut zu bekommen pflegt.

Krauskopf und Goldlöckchen.

Die Fee Soline hatte seit mehreren Jahren über verschiedne Königreiche regiert. Ihr heller Kopf und ihr großes Herz erregten die allgemeine Bewunderung. Aber ach! sie selbst war nicht glücklich! — Größer, denn alles, was sie umgab; wie hätte sie es seyn können.

Rastlose Thätigkeit des Geistes war ihr bisjetzt der höchste Genuß; aber diese Thätigkeit schien zwecklos zu werden. Was sie auch thun mochte, die Menschen zu sich zu erheben, sie fand sie immer wieder gesunken.

»Nein! — rief sie eines Morgens —

ich reiße mich los! Diesem wahnsinnigen Haufen kann es einerley seyn, von wem er regiert wird!«

Unerschütterlich gegen die Bitten ihrer Räthe, legte sie wenige Tage nachher die Krone nieder, und zog sich auf eine Insel zurück, die man seitdem die Glückliche nannte.

Sie schien diesen Nahmen nur zu verdienen, weil sie von Kindern bewohnt wurde. Sobald diese das sechszehnte, höchstens das siebzehnte Jahr erreicht hatten; wurden sie, durch irgend einen unglücklichen Zufall, von der Insel entfernt, und kehrten nie wieder dahin zurück.

Auf diese Weise hätte nun das kleine Land sehr bald entvölkert werden müssen; wäre es nicht durch die Fee immer wieder mit neuen Bewohnern versehen worden. Da ihr schönes Gemüth weit umher bekannt

war; so konnte es ihr nicht an Gelegenheiten dazu fehlen.

Aber nie kehrte sie froher in ihr kleines Reich zurück; als da Krauskopf und Goldlöckchen von ihr entdeckt wurden. Die armen Kleinen stacken in einer dumpfigen Schulstube, und schwitzten große Angsttropfen. Goldlöckchen kniete auf einem mit spitzigen Steinen angefüllten Beutel, und hatte das Bild eines fürchterlich gepinselten Esels am Halse. Krauskopf saß in einem Winkel, und wurde grade jetzt der Schulmeisterin denuncirt.

Er hatte Goldlöckchens baumwollene Kinder vor den Krallen der alten Jungfer verborgen, und zeigte sie jetzt der kleinen Geliebten von ferne, um sie in ihrem Jammer aufzurichten.

Aber diese baumwollene Nachkommenschaft, hatte ja eben den Zorn der Schul-

monarchin gereizt. Statt den Gesang und das Evangelium zu lernen; war Goldlöckchen den ganzen Morgen auf die Verfertigung der kleinen Geschöpfe bedacht gewesen. Hatte jedes, wie es vollendet war, gehätschelt, in den Schlaf gebracht, und es Krausköpfchen, mit tausend Küssen, in Verwahrung gegeben.

Des Alles war dieser nun eingedenk, sprang schnell auf eine Bank, und schrie der grimmigen Atropos, da er sie mit der mörderischen Scheere gerüstet sah, entgegen:

»Komm nur wenn du Herz hast! Rühre nur eins von Goldlöckchens Kindern an! Dann magst du sehen!« —

Armer Krauskopf, wohin würde dein Muth dich geführt haben! hätte Soline nicht in dem Augenblicke dich, sammt Goldlöckchen, von allen Haselstöcken, und Kernbeuteln, gemahlten Eseln und ungemahlten

Ruthen erlöset. Schnell über Thürme und Berge, flog sie mit den lieblichen Kindern, und senkte sich mitten in dem glücklichen Eilande nieder.

Welch ein Schauplatz für die armen unterdrückten Kleinen! Duftende Sträuche, und rieselnde Bäche. Die köstlichsten Früchte, über paradiesischen Lauben. Frohes Getümmel, Spiel und Gesang auf allen Seiten.

Sie glaubten, es sey ein Traum — sie betasteten die Sträuche und die Blumen, liefen allenthalben umher, riefen sich zu, stürzten dann einander in die Arme, weinten und lachten, fragten und hörten keine einzige Antwort. Ach sie waren glücklich! und Soline vergaß über den köstlichen Anblick alle Wunden ihres eigenen Herzens.

Aber dieses Herz vermochte dennoch nicht sich zur Gerechtigkeit, die keine Lieblinge duldet, zu erheben. In der That dies wur-

den Krauskopf und Goldlöckchen; als sie kaum ein paar Tage auf der Insel gelebt hatten.

Es war aber auch nicht möglich sich etwas anziehenderes als diese beiden idealischen kleinen Geschöpfe zu denken. Er lauter Kraft und Lebendigkeit, sie lauter Zartheit und Gefühl. Beyde mit der höchsten Empfänglichkeit für jeden äußern Eindruck! dennoch diese stille sich selbst genügende Liebe zu einander.

Spielte Goldlöckchen; dann entfernte sich der wunderbare Knabe schnell von den kleinen Gesellen, blos: um sie spielen zu sehen. Wie berauscht stand er dann hinter ihr, und schien zu seiner Freude nichts als der ihrigen zu bedürfen.

Spielte Er, dann wurde plötzlich der ganzen baumwollenen Nachkommenschaft das Schlaflied gesungen, und Goldlöckchen

stand mit zärtlichem Lächeln, den muthvollen kleinen Geliebten anzuschauen.

»Ja! — rief Soline, man schwatze von gegenseitiger Aufopferung was man wolle! Die höchste Liebe äußert sich doch nur durch das höchste Wohlgefallen! —

Bis zur Aufopferung kann es die Freundschaft auch bringen. Aber ihr glücklichen Kinder! wie lange kann das dauren! — Auch ihr werdet euch von mir entfernen, und werdet elend seyn wie die Anderen.

Ach die gute Soline! ihre Ahndung war nur gar zu richtig. Krauskopf hatte jetzt das siebzehnte, und Goldlöckchen das vierzehnte Jahr erreicht, ihre Liebe war bis zu dem höchsten Grade von Zartheit und Innigkeit gestiegen, und die kleine Insel, ihre Welt, war ihnen ein Paradies. Oft schmeichelte sich Soline, trotz aller Ahnung, sie würden in ihrer glücklichen Unwissenheit,

sanft

sanft über den entscheidenden Zeitpunkt hinweggleiten. Vielleicht wäre es möglich gewesen; hätte sie nicht grade jetzt die boshafte Fee Arganto bei ihren Spielen entdeckt.

Sie war ein sogenannter Espritfort. Alle Güte hies ihr Schwäche, und nur Aufruhr und Zwietracht war ihre Freude. Nach ihrer Meinung, gelangten die Menschen nicht sowohl durch Kampf gegen die Leidenschaften; als vielmehr durch Krieg mit ihres Gleichen, zu dem ganzen Gefühl ihrer Kraft.

Es sey Raserey, wenn sie sich einbildeten: von einem wohlthätigen Geiste zur Glückseeligkeit erschaffen zu seyn. Alles widerspreche dieser tollen Schimäre; so wie der: eines verbesserten Zustandes nach dem Erdenleben.

»Irgend ein höheres Wesen, gebrauche

sie wahrscheinlich wie eine Art von Affen und habe ihnen die Leidenschaften nur gegeben: um sie zu desto wunderlichern Sprüngen dadurch zu reitzen.

Auf ihre sogenannte Vernunft, hätten sie übrigens eben so wenig Ursache stolz zu seyn; wie der Affe auf die bunte Jacke. Diese bilde mit dem Affengesichte einen ergötzenden Kontrast, und nur deswegen habe sie das närrische Thier von dem Herrn bekommen.

Mit diesem Systeme ausgerüstet, hatte sie sich seit mehreren Jahren an verschiedenen Höfen umhergetrieben und die Angelegenheiten der Kabinette geleitet. Der Erfolg schien ihre Grundsätze zu rechtfertigen, und des Blutvergießens ward kein Ende. Grade jetzt suchte sie einen neuen Schauplatz für ihre Thätigkeit; als sie unglücklicher Weise Solinens Eiland entdeckte.

Plötzlich schossen die Greife, ihr Lieblingsgespan, vor den betäubten Kindern daher, und Arganto nahm gleichsam Besitz von der Insel. In der That, dies verrieth ihr Anstand, und die Art wie sie die gütige Fee begrüßte.

»Nun wie gehts Madam? — rief sie dieser in einem kreischenden Nasentone entgegen — hat die Landluft sie geheilt?« —

»Wovon?«

»Nun von der bösen Krankheit, an der Sie noch vor zwey Jahren so gefährlich darnieder lagen! —

»Daß ich nicht wüßte.«

»Himmel! welch ein kurzes Gedächtniß! — Glaubten Sie nicht damals an die Perfectibilität der Erdwürmer? und wäre dies bey einem gesunden Blutumlaufe möglich gewesen?« —

»Sie sind ja recht guter Laune!« —

»Natürlich! ich amüsire mich mit Allem was mir vorkommt. — Aber was sind denn das für ein Paar Sympathienvögel? —

»Sie meinen Krauskopf und Goldlöckchen. Kommt her, lieben Kinder, die Fee will euch sprechen.«

»Krauskopf und Goldlöckchen! — wahrhaftig den Nahmen mit der That! — Der Bursche tritt einher als ob er die ganze Welt auffordern wolte, und das Dulcinechen glänzt ja wie die helle Sonne! Nun daraus kann etwas werden!« —

»Ich hoffe.«

»Wahrhaftig? — Sind Sie mit ihnen zufrieden? — Das wäre nun freylich eine schlimme Vorbedeutung! — Aber es ist wahr! ich erinnere mich! die Hoffnung ist ja immer Ihre Favoritgöttin gewesen!« —

»Und ist es noch.«

»Nun! nun! der Himmel gebe seinen

Seegen dazu! Daß wir auch darüber stritten!« — —

»Wäre in der That ganz überflüßig.«

»Freilich! freilich! aber was wolte ich doch sagen? — ja! hören Sie! ich nehme den Burschen, während meines hiesigen Aufenthalts, zu meinem Pagen an, und die kleine Donselle kann meine Toilette besorgen.«

Bey diesen Worten ergriff sie die erstaunten Kinder bey der Hand und zog sie mit sich ins Gebüsch.

»Ach die unglücklichen Kleinen! — Welch ein erbärmliches Leben! — Ohne allen Genuß! hier in dieser Wildniß!« —

So ging es in Einem fort; bis endlich Krauskopf, mit flammendem Gesichte, vor sie hintrat, und in einem ungeduldigwehmüthigen Tone ihr zurief:

»O höre auf zu ächzen! — Wo sind die

unglücklichen Menschen? — Wir wollen hin! wir wollen ihnen helfen! jetzt gleich! jetzt augenblicklich wollen wir ihnen helfen! — Nun! was starrst du mich an? — Wo sind sie?«

»Über den Tollkopf! — Wo sie sind? — Hier sind sie!

»Hier! — Das ist nicht möglich! — Die Mutter müßte es wissen.«

»Sie weiß es auch; aber sie will es nicht wissen. —

Jetzt verstummte der Knabe und seine brennenden Augen sanken wehmüthig zur Erde.

»Nun begreift der kleine Dummkopf endlich: was ich meine?« —

»O ja! ich begreife: daß Du aus dem Lande bist, wo man krank wird, und wo die Gedanken sich verwirren. Komm! laß uns zur Mutter gehen! Sie wird dir helfen.«

»Das ist ja ein unverschämter Bube!« — schrie die Fee mit hochrothem Gesichte, und so war die erste Unterhaltung zu Ende.

Krauskopf hies nun ein naseweiser Grobian, und Goldlöckchen eine langweilige Dorfschöne. Der Plan war geändert, von Pagen und Toiletten gar nicht mehr die Rede.

Statt dessen aber fand Goldlöckchen, am andern Morgen einen großen Kasten in ihrer Laube. Sie glaubte Krauskopf habe ihn dahin gesetzt; aber dieser versicherte: daß er ihm eben so neu sey, wie ihr. Doch mit einem Male rief er:

»Sieh! sieh welch ein Glas da oben! Ach ich erinnere mich! — es wird ein Guckkasten seyn! Komm! komm! du sollst zuerst hinein sehen!«

Goldlöckchen lies sich das nicht zweimal sagen. Schnell ruhte ihr Näschen an dem

Glase, und eine Ausrufung folgte der Anderen. Aber jetzt da sie die ganze Insel im Kleinen, und sich am Ufer derselben erblickte, verstummte sie vor Erstaunen.

Bald darauf fand sie sich in einer mit Rosen bekränzten Gondel, dann in einem fremden Lande, von jungen schönen Männern umgeben, die ihre Gewänder küßten, und sie wie eine Gottheit zu verehren schienen. In einer Art von Verzuckung schloß sie nun die Augen, und sank mit den Worten: »Aber wo bist du? wo bist du?« in des Geliebten Arme zurück.

»Wo ich bin? — ich bin bey dir! und werde immer bey dir seyn! —

»Ja ich weiß es wohl; aber sieh nur hinein! sieh nur hinein! Ach das hätte ich nimmermehr gedacht!

»Was denn?« — und ehe die Frage beantwortet war, stand Krauskopf auch schon vor dem Glase.

Keine Gondeln und keine Rosen, keine schöne Herrn und keine Göttinnen mehr. Dafür aber köstliche Pferde, und schön gewapnete Ritter. Ein großes Turnier, und Krauskopf als Sieger. Kränze und Beifallszeichen die Menge. Liebe und Anbetung von allen Seiten.

Stumm und verwirrt wandte er sich jetzt von dem Glase, umarmte Goldlöckchen und sank, in sich selbst vertieft auf eine Rasenbank nieder.

So fand ihn Arganto, und kannte ihren Vortheil zu gut, um diese Stimmung ungenutzt zu lassen. Sie spielte die Unwissende, und lies sich alles auf das genaueste erzählen.

»Ja das wären freylich ganz sonderbare Erscheinungen! — Gewiß habe irgend ein höheres Wesen ihr künftiges Schicksal dadurch andeuten wollen. — Es sey auch

nicht wahrscheinlich: daß ein Paar so glücklich organisirte Menschen, bestimmt seyn sollten, ein Pflanzenleben auf dieser Insel zu beschließen. Soline sey eine ganz gute Frau; aber freylich so übersättiget, finde man das genußreiche Weltleben anders als in der empfänglichen, und für den Genuß bestimmten Jugend. — Nur durch eine lange Reihe, der verschiedensten Erfahrungen könne man zu dem möglichsten Grade von Bildung gelangen. u. s. w.« —

Das wirkte, und sogar schneller als die Fee es geglaubt hatte.

Krauskopf und Goldlöckchen suchten sich nicht mehr, sie fanden sich nur. Zum ersten Male in ihrem Leben, dachten sie darüber nach: wie sie sich unterhalten sollten. Jeder glaubte, es fehle dem Andern etwas, maß sich die Schuld davon bey, und ängstigte sich es zu finden.

Umsonst! die Verstimmung nahm überhand. Jene sorgsame Zärtlichkeit, welche nichts so sehr fürchtet; als Fehler an dem geliebten Gegenstande zu entdecken, war verschwunden. Man fühlte ein lebhaftes Bedürfniß, die drückende Last auf den Andern zu wälzen, und freute sich; da es endlich gelungen war. Der erste Vorwurf kostete nun keine Überwindung mehr, und es war da, wohin Argante es haben wolte.

Nur wenige Tage noch, und sie konnte schon dreist ihre Vorschläge anbringen. Von der kleinen Insel, von Solinen sich entfernen, schien nun gar nicht mehr so außerordentlich. Aber woher die Erlaubniß dazu nehmen? — Argante hatte an alles gedacht, und versprach; für alles zu sorgen.

Aber ohngeachtet aller angewandten Verschmiztheit, erschrack Soline dennoch auf das heftigste; als man mit dem eigentlichen

Antrage sich hervorwagte. Das Einzige was sie liebte sollte ihr entrissen werden! — Wenigstens, beschloß sie, noch alle gute Mittel dagegen anzuwenden, und ohne weitere Rücksicht auf Arganto's Zorn schilderte sie nun den jungen Leuten was ihrer wartete. Aber leider war man auf alles gefaßt, ein wenig Verschämtheit, ein Paar Thränen die ganze Antwort.

Jetzt erstaunte Soline, und ein tiefer entsetzlicher Schmerz mahlte sich auf ihrem edlen Gesichte. Sie deutete mit der Hand nach dem Ufer und eilte, ohne sich umzusehen, in den benachbarten Wald.

»Fort! fort! — rief Arganto — sie mögte wiederkommen und bereuen. Wir haben die Erlaubniß! was bedürfen wir mehr!« —

So wurden die betäubten Kinder mit fortgerissen und befanden sich schon, ehe

sie noch zum Bewußtsein kamen, in dem Lande der wahnsinnigen Träumereyen.

Hier regierte Arganto mit eisernem Scepter und das sklavische Volk gehorchte willig der Tiranney. Der uneingenommene Beobachter müßte es für einen Haufen Verrückter angesehen haben. Ohngeachtet die Natur Jedem eine Quelle der Freuden in seinem eignen Herzen eröfnet und einen unbestechlichen Richter damit verbunden hatte, der ihn warnte wenn er sie trüben wolte; suchten die Rasenden immer die Freude wo sie niemals zu finden war.

Das Götterkind! die Liebe, hatten sie ihren viehischen Lüsten aufopfern wollen. Darum war es nun auf ewig von ihnen gewichen und hatte sie der zerstörenden Selbstsucht überlassen. Ein allgemeines Wohl gab es nicht mehr, jeder suchte nur das Seinige zu befördern. List wurde daher

schlechterdings nothwendig, und man hatte nun keine wichtigere Angelegenheit als sich in der Verstellung zu üben.

So betrogen sich die Unglücklichen um das schöne Erdenleben, und beschuldigten die Natur: sie habe sie zum Elende geschaffen. Gleichwohl bedienten sie sich einer Menge künstlicher Mittel dieses Elend zu verbergen.

Daher glaubten nun Krauskopf und Goldlöckchen, in das Land der Freude gekommen zu seyn. Jede Stunde führte einen unbekannten Genuß herbey, und ein betäubendes Wohlbehagen durchschauerte die jugendlichen Sinne. Ohne es zu wissen, trugen sie aus ihrer Geistesfülle immer etwas auf die umgebenden Gegenstände über, und genossen, was die Andern nicht einmal ahneten.

Aber wie lange konnte die Täuschung

dauren? — Ihre Verschiedenheit von den Einwohnern war zu groß; als daß sie ihnen selbst, bey aller Verschönerungsgabe, nicht hätte sichtbar werden sollen.

Krauskopf, mit seinem lebhaften Abscheu gegen alles Unedle, fand am ersten Gelegenheit seinen Irthum einzusehen. Nun wollte er zu Goldlöckchen, die er, ohne es zu wissen verlassen hatte, zurückkehren; aber er fand sie unter einem Schwarme von Anbetern, so zerstreut, so beschäftiget: daß er trostlos wieder davon eilte.

Womit nun die schreckliche Leere in seinem Herzen ausfüllen? — Er hatte von den Weisen des Landes gehört, und hofte sie würden es ihm sagen.

Man nahm ihn mit vieler Bereitwilligkeit auf, und versicherte: schon lange zu besitzen was er suchte. Erstaunt seinen Wunsch so bald erfüllt zu sehen, bat er

nun um Belehrung, und bekam zur Antwort eine große Kiste mit Büchern.

Wie ein Heißhungriger warf er sich darüber her, und hoffte nach jedem durchlesenen Bande das Versprochne zu finden. Aber sonderbar! — in diesem war es nicht, in dem Folgenden auch nicht — endlich hatte er die ganze Kiste durchlesen, und sank trostlos auf sein Lager.

»Ihr Grausamen! — rief er, und Thränen stürzten aus seinen Augen — »Ihr habt mir nicht gegeben was ihr verspracht! — aber geraubt habt ihr mir, was ich noch hatte. Eure Ruhe ist Heucheley, oder Betäubung. Ach Ihr Elenden! hätte ich Euch und Eure Weisheit niemals gekannt!« —

»Ihr habt mir bewiesen, daß ich nichts weiß, und nie etwas wissen kann. Was bleibt mir nun übrig für das öde Leben? — Soll ich es, so wie ihr, mit lauter

Mit-

Mitteln, ohne Zweck, vertändeln? — Ich Unglücklicher! hätte ich nur die Ruhe wieder! auf Glückseeligkeit wollte ich gern Verzicht thun! — «

So klagte der betrogne junge Mann, und dem armen Goldlöckchen ging es nicht besser. Von Schmeicheley betäubt, hatte sie Anfangs ihr Herz und alles was ihm theuer war, vergessen. Doch endlich machte dieses seine Rechte doppelt wieder geltend; aber unglücklicher Weise, grade in der Zeit, wo Krauskopf sich auf die Bücher geworfen hatte.

Tief mit sich selbst beschäftigt, schien er sie kaum zu bemerken, und wenn dies ja der Fall war, sogar zu vermeiden.

Dies glaubte wenigstens einer von Goldlöckchens eifrigsten Anbetern gewahr zu werden, und ermangelte nicht, sich um so mehr zu nähern, je weiter Krauskopf sich entfernte.

»Ach er konnte, bey aller Innigkeit, doch nicht seine Liebe auf diese hinreissende Art mir äussern! — »Er kam wohl meinen Wünschen zuvor; aber so fein ahnete er sie nicht. — Und würde er die Anlagen in mir entdeckt haben? welche durch Lamor, zu so angenehmen Fertigkeiten entwickelt werden?« —

So dachte Goldlöckchen, und fand es alle Tage bequemer, so zu denken. Bald fing sie an, die Verbindung mit Krauskopf, für ein bloßes Kinderspiel zu halten, und überließ sich ganz der schrecklichen Leidenschaft, die Herz, Verstand und Sinnlichkeit, mit den gefährlichsten Banden umstricket.

Natürlich bekam auch hier jene Leidenschaft die Farbe des Charakters. Sie wurde durch die hohe Unschuld des tief empfindenden Mädchens so sehr veredelt; daß sie den

feinen Wüstling Lamor, in wenig Monden, völlig umgeschaffen zu haben schien.

Er selbst fühlte sich geneigt es zu glauben. So vollkommen und wohlthätig war die Täuschung. Aber um so mehr bemühten sich nun seine Freunde, ihn eines bessern zu belehren.

Sie erinnerten ihn: es sey eines Mannes unwürdig, einem so durchdachten, und bewährten Systeme wie dem seinigen, untreu zu werden. Goldlöckchen sey nichts mehr und nichts weniger als eine Sterbliche, und würde es ohne Zweifel sehr langweilig finden, immer fort wie eine Göttin behandelt zu werden.

»Und welche Schande! — riefen sie einstimmig — der erfahrenste aller Ritter! so gänzlich überwunden!!« —

»Überwunden! — antwortete Lamor — Oho da mögtet Ihr Euch irren! — Meint

Ihr, die schnellsten Siege wären die angenehmsten? — Wie? wenn ich um meines eignen Vergnügens willen so lange gewartet hätte? — Nicht wahr? das konnte Eure Weisheit nicht ahnen? —

Mit diesen Worten eilte er in Argante's Zimmer und hoffte Goldlöckchen dort zu finden. Aber die Fee hatte sie den ganzen Tag nicht gesehen, und war selbst wegen ihres Aussenbleibens besorgt. Nun eilte Lamor noch schneller wieder davon, um sie aufzusuchen.

Aber indem er durch das Vorzimmer fliegt, wird sein Auge durch einen weißen Schimmer aus der Ecke desselben angezogen. Es ist Goldlöckchen! Ausgestreckt liegt sie da auf dem Boden! ohne Bewußtseyn, bleich wie eine Leiche.

Auf Lamor's durchdringendes Geschrey stürzt alles hervor. Was mag ihr begegnet seyn? — Niemand kann Auskunft ge-

ben. Seit einer Stunde, da man sie ankommen sah, ist kein Mensch in dem Zimmer gewesen.

»Schon vor einer Stunde?« — wiederhohlte Lamor betroffen — Grade zu dieser Zeit, war das ziemlich laute Gespräch über Goldlöckchen, ganz in der Nähe vorgefallen, und er vermuthete sehr richtig: sie möge einen Theil davon gehört haben.

Gleichwohl war diese Vermuthung zu unangenehm, als daß er sich nicht mit irgend einer andern Ursach ihres Übelbefindens geschmeichelt haben sollte. Aber da Goldlöckchen, nach vielen angewandten Bemühungen, sich endlich erhohlte, sagte ihr erster Blick, noch mehr, als er gefürchtet hatte.

Mit Abscheu wandte sie sich von ihm ab, umklammerte Arganto mit ihren schönen Armen, und verbarg das Engelgesicht an den Busen der Verrätherinn.

Schon lange hatte die tückische Frau sich an der Trennung der beyden Geliebten ergötzt. Sie war es, die Lamors Freunde vereinigt hatte, seine Eitelkeit zu reizen; um, wie sie sich ausdrückte: der langweiligen Intrigue ein Ende, und die kleine Dorfschöne etwas genießbarer zu machen.

Das unglückliche Mädchen bat sie jetzt die Umstehenden zu entfernen, und schüttete nun, da sie allein waren, ihr tief gekränktes Herz vor ihr aus.

»Ach Gott! — rief sie — ich glaubte mich geliebt, und der schreckliche Mann dachte nur auf List und Betrug!« —

»List und Betrug! — wiederhohlte Arganto — liebes Kind! wozu nun dieses tragische Wesen! diese harten Benennungen! — Ein Mann, in der großen Welt gebildet, behandelt Sie mit Feinheit — nun ist er gleich: ein listiger Betrüger! —

Wann werden Sie doch einmal anfangen, die Dinge im milderen Lichte zu betrachten, und diesen romanhaften Ernst abzulegen, der Ihnen eben so wenig steht, wie eine Kontusche von Anno sechszig.« —

»Wer sollte geglaubt haben — fuhr sie fort, da Goldlöckchen durch ein Paar naïve Antworten ihren Zorn gereizt hatte — Euer kleinlicher Dorfglaube würde so tiefe Wurzel schlagen! — Bey meinem Leben! hätte ich es gewußt, Ihr solltet mir schön in Eurer Wüsteney geblieben seyn!« —

»Nur Undank, nur Schande hat man von Euch! — Ein liebenswürdiger Mann bewirbt sich um die Prinzessin. Aber seine Liebe ist nicht nach ihrem Geschmacke. Dazu müßte sie mit lauter Necktar, und Ambrosia, ja wohl gar, mit bloßer Luft genährt werden!« — —

»Der sehr vernünftige Mann hat natür-

licher Weise, einen ganz anderen Plan. Nun spielt man gleich die Romanheldin, wirft sich auf die Erde, bekömmt Ohnmachten, und dergleichen. Während der Pastor fido sich ganz und gar nicht um sie bekümmert, alle Leute die ihn poussiren wollen brusquirt und jetzt für gut findet, zu den Rebellen überzugehen. Ohne Zweifel weil ihm danach gelüstet, einen Kopf kürzer zu werden.« —

»Was? — rief Goldlöckchen — Krauskopf ist fort? —

»Nun? bekommen wir nicht abermals eine Scene? — Jetzt wird es wohl an ein Haarausraufen, Vergiften und Erstechen gehen? — — Aber ich will sehr bitten sich zu mäßigen, und mich mit allen Larmoyanten zu verschonen. Folgen Sie meinem Rathe und legen Sie sich zu Bette.«

Mit diesen Worten wandte sie Gold-

löckchen den Rücken, und das unglückliche Mädchen stürzte verzweiflungsvoll aus dem Zimmer. Lamor wollte sie zurückhalten; aber sie achtete nicht auf ihn, und suchte eilenden Laufs ihre Wohnung zu erreichen. Schnell holte sie nun, aus einem entlegenen Zimmer, die Kleidung ihres vorigen Standes herbey und preßte sie mit schmerzhaftem Lächeln über den blühenden Körper.

Aber der volle Busen zersprengte das kindische Mieder, und die schön gerundeten Hüften hoben das enge Röckchen bis an die reizende Wade. Mit Angst bemerkte es das liebliche Mädchen, und suchte erröthend die Fehler wieder gut zu machen. Die seidenen Haare über der blendenden Stirne in einen Kranz gewunden, ein Körbchen am Arme, ein braunes Dornenstöckchen in der Hand, so fragte nun Goldlöckchen bald hie bald da auf der Landstraße: »Sagt

mir doch, wohin geht der Weg zu den Rebellen?«

»Zu den Rebellen?« — Niemand wollte davon wissen. Halb mißtrauisch, halb gerührt, gab man ihr ein Stückchen Brodt, ein Glas Wasser, hie und da einige Früchte, und lies sie mit Kopfschütteln wieder gehen.

Sechs Tage und sechs Nächte war sie nun umher geirrt. Ihre Füße bluteten, und die schönen Augen, von Thränen geschwollen, blickten trostlos in die Ferne. So an einem Baum gelehnt, wollte sie die erschöpfte Natur zu einer neuen Anstrengung zwingen; als sie unwillkührlich auf den Rasen sank und in wenig Minuten entschlummerte.

Ihr Geliebter, den ein wohlthätiger Traum jetzt vor ihre Phantasie führte, war indessen, mit Ruhm überhäuft, vom Schlachtfelde zurückgekehrt. Aber er hatte den

Tod gesucht, brauchte jetzt Liebe das Leben zu tragen; und fand nur übelversteckten Neid und hinterlistige Schmeicheley. Da erwachte die Sehnsucht nach dem glücklichen Eilande und mit ihr die erste unzerstörbare Liebe.

»Fort! hin zu Ihr! Wie war es möglich! wie konnte er sie verlassen! — Aber sie liebte ihn nicht mehr — Ach eine kurze Verirrung! gewiß nur eine Verirrung! — O Gott! wäre etwas mehr daraus geworden; er allein trüge die Schuld« —

»Darum — rief er — keinen Augenblick gesäumt! Wer sie auch hält, ich entreisse sie ihm! — Es liebt sie Niemand wie ich! Sie ist mein Eigenthum, und ich wage mein Leben daran!«

Dies Selbstgespräch war noch nicht geendigt; als er sich schon in einem dicken Walde, weit von den Thoren der Stadt be-

fand. Es war derselbe Weg, den er aus Argantos Land kommend gegangen war; gleichwohl dünkte ihn alles verändert. Mit brennender Sehnsucht, das Ende des Waldes zu erreichen, fühlte er sich unwillkührlich zurückgezogen, und befand sich immer auf Nebenwegen, wodurch er gewöhnlich nur mehr vom Ausgange entfernt wurde.

Doch endlich hatte er ihn erreicht, und wollte nun der geheimen Empfindung spottend, sich schnell von dem Walde entfernen; als er plötzlich aus der Mitte desselben eine klagende Stimme zu hören glaubte.

»Ach! — rief er, froh sich selbst zu verstehen — es sind Menschen die meiner Hülfe bedürfen! Wohl mir, daß ich gewafnet bin!«

In der That er war mit Helm und Schwerdt davon gegangen, und eilte nun

mit hastigen Schritten, den Ort woher die Stimme gekommen war, aufzusuchen.

Aber schon hatte er sich nach allen Seiten gewandt, ohne irgend etwas entdecken zu können; als er mit einem Male ein ländlich gekleidetes Mädchen vor sich hin eilen sah. Wunderbar zog es ihn hin, ihr zu folgen; aber sie ging so schnell, so leicht, kaum vermochte er sie zu erreichen.

»Liebes Mädchen! — rief er nun — warte doch ein wenig! Hast du nichts von den Menschen, die dort klagten gehört?« —

Schon bey den ersten Worten hatte sich das Mädchen furchtsam umgesehen, und war, da sie einen Mann mit Helm und Schwerdt erblickte, nur desto schneller geeilt. Aber der Mann holte sie ein. Jetzt sah sie grade in sein schwarzes, brennendes Auge, und sank mit einem lauten Rufe des freudigen Erstaunens in seine Arme.

Sie hatten sich gefunden die beyden liebenden Seelen und fühlten! daß es unmöglich seyn würde sie jemals wieder zu trennen.

Hoch über den blinkenden Helm hob er auf beyden Armen das reizende Mädchen, und schwur: daß er sich diese beste Gabe des Himmels trotz allen Widersachern erhalten wolle.

»Aber wie kamst Du hier her? — Wann erkanntest Du mich? — Wo bist Du die ganze Zeit über gewesen?« — So durchkreuzten sich nun die Fragen, und es wurde Nacht, ehe sie beantwortet waren.

Diese mußte man in dem Walde zubringen. Der junge Held sammlete dürres Laub seiner Einzigen ein Lager zu bereiten, legte sie dann behutsam darauf nieder, und entschlummerte nun zu ihren Füßen.

So erblickte sie Soline, die Beschützerin ihrer Jugend. Seitdem ihr die unglückli-

chen Kinder entführt wurden; hatte sie keine Bewohner mehr für die glückliche Insel gesucht; so, daß diese nun gänzlich entvölkert war. Sie gab es auf Menschen glücklich zu machen, und war unsichtbar nur bemüht, das allgemeine Elend zu mildern.

Aber jetzt sah sie die Lieblinge wieder! — Im höchsten Schmucke der Jugend. Dem Urbilde der unentweihten Menschheit ähnlich. —

»Sie sind mir erhalten! — rief sie in Geistertönen — Ich sehe es, sie sind meiner Liebe noch würdig!« —

»Hörtest du die Musik? — fragte Goldlöckchen.

»Nein; aber mir war so wohl, als schliefe ich auf der glücklichen Insel. Ach Goldlöckchen! weißt Du noch, wie man dort erwachte? —

»Ja wohl! O Gott! könnten wir sie wiederfinden!« —

»Muth! Muth! meine Einzige — rief er, und drückte sie fest an sein Herz — was wir wollen werden wir können. Laß uns aufbrechen! Kannst du nicht gehen; so trage ich Dich. Trage Dich, bis wir sie finden.«

»Aber wohin sollen wir uns wenden?« — fragte das liebliche Mädchen mit ihrer Flötenstimme.

Dorthin, wo die Sonne aufgeht — antwortete er, und sein Auge strahlte belebend wie sie.

Aber mit einem Male ein hoher Felsen in ihrem Wege! — »Wir werden ihn ersteigen!« — sagte er, und bot ihr die Hand. Ein jäher Abhang! — »Stütze Dich auf mich — rief er abermals — ich leite Dich hinunter.« Doch jetzt waren sie am Ufer des Meeres. Hinten am äußersten Horizonte schimmerte das glückliche Eiland.

»Ich

»Ich kenne es! — rief er — Komm! wir müssen hinüber! Schlinge dich fest um meinen Arm! Hier ist meine Feldbinde, ich befestige Dich damit. Wohlan! Tod, oder Leben! — Soline! wir sind reines Herzens! Hilf uns, wenn Du uns liebst!« —

Bey diesen Worten zieht er das betäubte Mädchen mit sich fort, und stürzt hoch vom Ufer, mitten in die schäumenden Fluthen.

Aber Soline sah die Gefahr ihrer Lieblinge und wehrte den drohenden Wellen. Sanft schwammen sie hinüber, und lagen schon tief in einem erquickenden Schlummer, ehe sie noch zum völligen Bewußtseyn gekommen waren.

Jetzt erwachten sie, und fühlten sich eng mit einander verbunden.

»O Gott! so ist es kein Traum! — rief

Bayerische Staatsbibliothek München

Goldlöckchen — Du bist es — Hier ist die Binde! Wir sind gerettet.

»Gerettet! — und wo sind wir? — O meine Einzige! sieh einmal um dich! — Weißt Du wo wir sind? — Weißt Du es.« —

Statt aller Antwort, schlang sie ihren Arm um seinen Hals und zog ihn mit sich nieder auf die Knie. So, die Blicke gen Himmel gerichtet, wollten sie für die Erhaltung ihres Lebens der Wohlthäterin danken; aber sie verstummten unter Thränen des Entzückens.

Die große, gütige Mutter sah mit Wohlgefallen auf sie nieder; aber sie hörte von nun an auf ihnen sichtbar zu werden. Nur vor Aufgang der Sonne flötete ein himmlischer Ton durch die Wipfel der Bäume: »liebt Euch, und seid reines Herzens.« Nachher war der Ton nicht mehr hörbar, und wenn man mehrere Tage den

glücklichen Augenblick versäumt hatte, wurden die herrlichen Worte vergessen.

Dies ist wahrscheinlich der Fall bey Goldlöckchens Nachkommen gewesen. Nach wenigen Jahren konnte man die glückliche Insel nicht mehr finden; denn sie unterschied sich durch nichts von den übrigen.

Paridamia
oder
die Krebsscheeren.

Der König Raimund, hatte für seine weitläuftigen Staaten, keine anderen Erben, als eine einzige wunderschöne Tochter: und konnte sich, ohngeachtet der wiederhohlten Bitten seiner Unterthanen, zu keiner zweiten Heyrath entschließen.

»Kinder! — rief er eines Morgens; als ihn das Geschrey der Bittenden genöthigt hatte, im Schlafrock und in Pantoffeln, auf dem Balkon zu erscheinen — »Sagt mir nur! was ihr davon habt, mich so vom Morgen bis in den Abend zu quälen?« —

»Ach Herr Majestät! — antwortete ein Bauer aus einer entfernten Provinz, der noch auf dem Schloßhofe zurückblieb, da die Anderen schon mit gesenkten Ohren wieder davon gingen — »ich könnte es Ihm wohl sagen; wenn ich nur dürfte.« —

»Nun laß doch hören!« —

»Ja! sieht Er! Seine Unterthanen haben sich bis jetzt bey der Weiberherrschaft so wohl befunden.« —

»Ich glaube Du faselst! — Seit Jahrhunderten ist ja keine Frau auf dem Throne gewesen!« —

»Ey das ist es ja eben! Wenn die Weiber regieren sollen; muß ein Mann darauf sitzen! —

»Dummkopf! — antwortete der König, und schlug die Balkonthür so heftig zu, daß die Gläser darin sprangen. Unter uns gesagt — er war ein ganz guter Mann,

der noch immer was man so gemeiniglich einen Landesvater nennt, vorstellen konnte; aber doch ein wenig jachzornig, und an dergleichen Soliditäten auch nicht gewöhnt. Wer konnte es ihm verdenken: wenn er nun mehr als jemals wider das Heurathen eingenommen, und fest entschlossen war: die Krone niemand anderm, als seiner einzigen Tochter zu überlassen.

Aber wenn sie nun starb — diese geliebte Tochter! Dann folgte ihr der Sohn seines Todtfeindes — Sie wenigstens mußte also heyrathen, und zwar so bald als möglich. —

Freilich eine ganz eigne Sache! — Lag es im Blute; oder war es Vorliebe für die Meinungen ihres Vaters — genug die Prinzessin bezeigte eine noch größere Abneigung als er selbst gegen alles, was dem Heurathen ähnlich sah.

Um das Unglück vollkommen zu machen,

mußte grade jezt ein Schriftsteller berühmt werden, der bei seinen Lesern alles Heurathsgefühl zerstöhrte, und leider der Prinzessin vollkommensten Beifall erhielt.

Er ließ sich ganz eigentlich dafür bezahlen, den Leuten auf die possierlichste Weise etwas vorzujammern. Dem Lächerlichsten wußte er ein weinerliches, und dem Erhabensten ein winziges Bild abzugewinnen. So verglich er — um nur eine Probe des Lezten zu geben — die Milchstraße mit einer Wünschelruthe, und der Montblanc, wenn er mit Wolken umhüllt war, hatte bey ihm die Nachtmütze aufgesezt. Bey dem allen war seine komischgigantische Sprache so hinreissend: daß besonders die Frauenzimmer, nach einigen durchlesenen Bänden es gar nicht mehr auf der prosaïschen Erde aushalten konnten.

Die Prinzessin nun gar ward durch die

Schriften des sonderbaren Mannes so eingenommen: daß sie von Stund an, nur in seiner Sprache sich vernehmen ließ.

Dies hatte der funfzigjährige Hofmarschall, ein heimlicher, und freylich auch hoffnungsloser Anbeter der Prinzessin, zuerst bemerkt, und war sogleich darauf bedacht, die Redensarten des berühmten Zebra zu memoriren.

Dies gelang ihm auch in kurzen so sehr: daß er die Prinzessin dadurch in das angenehmste Erstaunen versetzte. So sehr ihr seine eckige Figur, sein Faunengesicht und seine Glasaugen mißfielen, so war eine zebraische Antihyperbel hinreichend, das alles vergessend zu machen, und sie zu dem Geständnisse zu zwingen: er sey das einzige Geschöpf, mit welchem sie sich erträglich unterhalten könne.

Eine Ahnung davon wäre für die Hof-

leute hinreichend gewesen; was mußte nun nicht die Erklärung selbst thun? — Im kurzen war der ganze Hof zebraïsirt und die kleine Opposition, welche aus dem Könige, der Oberhofmeisterin und dem Leibarzte bestand, wollte dagegen nicht viel bedeuten.

Der Erste, war in der Lessingischen Periode gebildet, und daher zu dem zebraischen Tone schlechterdings verdorben, die Zweite, eine gebohrne Französinn, fühlte sich noch weniger dazu organisirt, und der Leibarzt zu sehr gewohnt, die meisten Dinge, wie Krankheiten zu betrachten, konnte es mit dem Zebraïsmus auch nicht anders halten.

Aber wie gesagt, das Alles wollte nicht viel bedeuten. Die Prinzessin fand alle Tage mehr Geschmack an den Zebraïaden, der Hofmarschall nahm den Morgen eine ziemliche Dosis Opium, um recht auffallend

rasen zu können, und der König wußte sich nicht mehr zu helfen.

Jetzt versicherte nun der Leibarzt: es sey die höchste Zeit eine ernsthafte Kur anzufangen.

»Aber welche Kur! — rief der König.

»Meiner Meinung nach — antwortete der Arzt — fürs Erste, lauter Reinigungsmittel. Sind die Kruditäten dann abgeführt; so kann man die Stärkungsmittel anwenden.«

»Hm! — sagte der König; indem er sich zu der Oberhofmeisterinn wandte — sollte es so arg seyn? — Was meinen Sie dazu Madame?«

Die Oberhofmeisterinn. Ohne im geringsten dem Herrn Leibmedicus wiedersprechen zu wollen; scheint mir doch die Krankheit der Prinzessin eine eigentliche Seelenkrankheit zu seyn. —

Der Leibarzt. Richtig! richtig Ihro Gnaden! Aber eine Seelenkrankheit, die ihren Grund im Körper hat, und bey der man also zunächst auf den Körper wirken muß.

Der König. Ach wollte sie nur heurathen! In vier Wochen wäre sie kurirt.

Der Leibarzt. Eine sehr gewagte Sache! — Man hat Beispiele: daß, ohne vorhergegangene Reinigungskur, die Krankheit nach der Ehe gefährlich geworden ist. —

Der König. Nun ja! ich habe auch nichts gegen das Reinigen; wenn sie sich nur dann zum Heyrathen versteht! —

»Wie wäre es? — fiel die Oberhofmeisterinn ein — wenn Ihro Majestät sich entschlössen, einmal das benachbarte Orakel zu befragen? — Es ist nur sechs Meilen von hier, und der Oberpriester, als ein Mann von Geist, und Erfahrung bekannt.«

»Ey Madame! — fuhr der König, ein abgesagter Feind aller Orakel und besonders aller Oberpriester, etwas hastig heraus — wenn wir einmal das Orakel befragen; was geht uns der Oberpriester an?« —

Die Oberhofmeisterinn. Verzeihen Ihro Majestät! ein jedes Orakel bedarf einer Auslegung, und da ist der Oberpriester eine sehr witzige Person. —

Der König. Kann seyn! kann seyn! für Leute die Freunde von Oberpriestern sind. — Wenn mir aber ein Orakel zugedacht ist; so muß es ein verständliches seyn, und ich mit allen Oberpriestern und dem Ähnlichen verschont werden!

»Was das nun gleich für ein Lärmen ist — sagte die Oberhofmeisterinn; als der König mit hochrothem Gesicht davon gegangen war.

»Ja Ihro Gnaden! — antwortete der

Leibarzt, indem er sich mit einem Seitenbücklinge empfahl — Wir wissen es nun einmal! mit Oberpriestern darf man ihm nicht kommen! —

»Ja! ja! — wiederholte die Oberhofmeisterinn, nachdem sie ihn mit einem altfranzösischen Reverenz entlassen hatte — wir wissen es einmal: daß ihr die Oberpriester gern überflüssig machen möchtet, damit ihr auch noch die Seelenkuren bestreiten könntet! — Aber so Gott will! soll der würdige Mann dem ganzen Unwesen ein Ende machen, und ihr werdet mit Euren Reinigungen zu Hause bleiben müssen! —

Bey diesen Worten klingelte sie ihre Kammerfrau, es wurde augenblicklich angespannt, und da grade keine Kour war; so konnte man noch, mit Hülfe der Nacht, den Oberpriester von allem unterrichten.

Der heilige Mann war innigst erfreut,

dem Staate, mit seinem geringen Beistande — wie er es aus Bescheidenheit nannte — einmal wieder dienen zu können, und versprach das Äußerste zu versuchen: um einen ordentlichen Orakelspruch zu Stande zu bringen.

Er wußte schon aus Erfahrung: daß der Gott einige Rücksichten auf seine Bitten zu nehmen pflegte, und daß er, aus Freude Ihro Majestät in den Schooß der Kirche wiederkehren zu sehen, dieses Mal, auch ohne Opfer, ein Übriges thun werde.

Freilich, verstand sonst der Gott, über diesen letzten Punkt, keinen Spas. Man hatte Beispiele: daß er ganze Monden lang heimtückisch — wie man es beinahe in unheiliger Sprache nennen mögte — geschwiegen, und wohl gar, besonders wenn der zum Opfer bestimmte Wein nicht von der besten Sorte gewesen war,

mit Blitz und Donner um sich geworfen hatte.

Diese Mittel waren nun freilich etwas stark; aber die Geschichte des Menschengeschlechts lehrt es ja: daß rohe Völker schlechterdings so geleitet werden müssen.

Der Gott kannte sein Publikum sehr genau, und wußte: daß die auf Blitz und Donner verwandten Kosten, ihm reichlich ersetzt werden würden.

Gleichwohl versicherte — wie gesagt — sein heiliger Diener: »daß er es dieses mal mit den Opfern nicht so genau nehmen werde, und daß es hauptsächlich nur auf den Glauben Ihro Majestät ankomme.«

Die Oberhofmeisterinn dagegen erwiederte mit vielem Eifer: »daß sie auf das gewissenhafteste für die Opfer gesorgt habe, und dies um so mehr, da der Glaube des Königs leider noch auf sehr schwachen

Füßen stehe. Sie wolle sogar rathen, der Herr Oberpriester möge sich anfangs etwas zurückziehen, bis Ihro Majestät hinlänglich vorbereitet seyn würden.

Dem heiligen Manne dieses einzureden hielt nun freylich etwas schwer. Gleichwohl schien es am besten zu seyn, seinen Eifer für das Wohl der Kirche jetzt zu mäßigen, um ihr nachher desto kräftiger dienen zu können. Es ward demnach alles zur Zufriedenheit der Oberhofmeisterinn abgeredet, und sie kam noch früh genug in die Residenz, um dem Lever der Prinzessin beiwohnen zu können.

Aber diese hatte noch bis Mitternacht in ihrem Lieblingsschriftsteller gelesen, und war heute, für uneingeweihte Ohren schlechterdings nicht verständlich. Sie sprach von der betäubenden Vorstecklilie der Erde, — so nannte der berühmte Zebra

den Mond — von dem zusammengelegten Weiszeuge des Himmels, und versicherte, die Mühle der Schöpfung habe an diesem herrlichen Morgen mit allen Rädern und Ströhmen gerauscht.

Die Oberhofmeisterinn sah die Kammerfrauen bedenklich an, und diese zuckten eben so bedenklich die Achseln. Der König kam dazu, und wurde nun freylich überzeugt: daß es Fälle giebt; wo man sogar die Orakel nicht verschmähen muß. Alle Anstalten wurden getroffen, und er machte sich den folgenden Tag in der Staatsequipage auf den Weg.

Schon um sechs Uhr des Morgens wurde er von dem Oberpriester auf der Zinne des Tempels erwartet. Der heilige Mann hatte so eben ein halb dutzend frische Eier verschluckt, um dem Orakel die gehörige

Klarheit zu geben, und probierte es jezt aus allen Kräften.

Da er aber den König noch immer nicht gewahr wurde und so eben ein paar Bauerknaben in den Tempel laufen sah, beschloß er wieder hinunter zu steigen. Die lustigen Vögel hatten sich die Nachlässigkeit des Tempeldieners, der heute voller geschäftigen Angst alle Thüren offen lies, zu Nutze gemacht, und wollten nun zum Spas auch einmal das Orakel befragen.

Aber der Gott, oder vielmehr — welches ja einerley ist — sein Gesalbter, donnerte sie mit Hülfe der frischen Eier dermaßen nieder: daß sie sinnlos zu Boden stürzten, und sich, zu seiner innigsten Freude, erst nach einer halben Stunde wieder erhohlten.

Kaum hatte man sie an die Seite geschaft; als der König erschien und sich mit

einigen seiner Vertrauten dem Altar näherte. Er trug dem Gotte in wenigen Worten sein Anliegen vor, und bekam unter sechs Blitzen und sieben Donnerschlägen — der zu dem siebenten Donnerschlage gehörige Blitz wurde in der Eile vergessen — folgende Antwort:

»Die Prinzessin wird sich nur dann in den Stand der heiligen Ehe begeben; wenn sie einen Mann wider ihren Willen lieben wird.«

»Hm! hm! — sagte der König, indem er in den Wagen stieg — Ein wahrer Orakelspruch! — Nun, das soll mich verlangen! — Aber was wollte der Gott mit seinem Donner? — Hat man die Opfer nicht ordentlich besorgt?

»Allerdings! Ihro Majestät — erwiederte der Hofmarschall — Aber nach den Urkunden des königlichen Hauses, haben

Dero Vorfahren die Aussprüche des Gottes immer unter Blitz und Donner erhalten. Nur für den Pöbel ist dies ein Zeichen des göttlichen Unwillens; hier war es offenbar der größeren Feierlichkeit wegen.

»Ja! Ja! — fiel der Leibarzt ein — Ihro Majestät können nicht glauben; wie viel auf eine vernünftige Exegese ankömmt! — —

»So! So!« — antwortete der König und ging mit bedenklicher Miene in sein Kabinet. Eben so bedenklich schritt der Hofmarschall in das seinige, und wiederhohlte vor dem Spiegel die Worte: »wider ihren Willen soll sie lieben!«—

»O Gott wenn ich hoffen dürfte! — fuhr er fort, indem er mit Hülfe eines kleineren Spiegels, sein Profil etwas näher in Augenschein nahm — »Aber das verdammte Opium hat mich ganz fürchterlich

entstellt! — Mit welcher Seelenangst habe ich mich in die Manier des Phantasten hinein gearbeitet! — Welche Nachtwachen haben mich seine Antihyperbeln gekostet! — und nun sollte das alles vergeblich seyn! — Wider ihren Willen soll sie lieben? — Wahrscheinlich einen jungen Leichtfittig, der die ganz entgegengesetzte Manier affichirt! — Ach es wird mich umbringen! den Tod werde ich davon haben!« —

Bey diesen Worten wurde die Oberhofmeisterinn gemeldet. Der alte Herr wollte mit einem Fluche antworten, der aber, da er sie schon in die Thür treten sah, sich plötzlich in lebhafte Freude über ihre Gegenwart verwandelte.

Die gute Dame war zu sehr mit der Freude des Hofes bekannt, um diese nicht gehörig würdigen zu können und eilte daher das Gespräch auf die Hauptsache zu

lenken. Natürlich keine Andere als der Orakelspruch. Die Oberhofmeisterinn hatte, ohngeachtet ihres nahen Antheils, nicht von der Parthie seyn können, und wünschte doch nun die näheren Umstände zu erfahren.

Alles was ihr der Hofmarschall davon mittheilte, vermehrte zusehends ihre gute Laune, und bewog sie noch denselben Abend zwey Kouriere abzuschicken.

Der Eine nahm seinen Weg grade zu dem Orakel, um einen ächt französischen spirituellen Zettel zu überbringen, worinn der Oberpriester versichert ward: er könne sich in allen göttlichen und weltlichen Dingen auf seine ergebenste Dienerinn verlassen. Der Andere wandte sich nach Frankreich, um einen der liebenswürdigsten Prinzen damaliger Zeit einzuladen.

Freilich, muß man hier das Wort liebenswürdig nicht im deutschen Sinne

nehmen. Es sieht bekanntlich dem aimable der Franzosen so wenig ähnlich wie unsre Unendlichkeit der Ihrigen. Da die letztere eigentlich nur im Deutschen Endlichkeit bedeutet; so möchte das französische aimable auch am richtigsten durch das Gegentheil zu übersetzen seyn. — Warum sich aber, wie man leicht denken kann, unser französische Prinz nicht viel bekümmerte.

Er hatte vor einiger Zeit das Gemälde der Prinzessin gesehen und dabey die Versicherung erhalten: das Original übertreffe bey weitem die Kopie. Neben dieser Ausserordentlichkeit erfuhr er auch noch andere; welche ihm freylich an das Unglaubliche zu gränzen schienen.

Es war nähmlich bewiesen; die Prinzessin habe bis jetzt keinen Leibkutscher, Leibpagen oder Leibkammerdiener ge-

habt. Sie halte keinen Favorithund und keine Favoritkammerfrau. Lege kein Roth auf, und habe bis auf diese Stunde noch keine Stahlkur gebraucht.

»Mit einem Worte Monseigneur! — sagte der Mahler der dem Prinzen das Gemälde präsentirte — Ich würde das Bild im nächsten Kloster für eine Madonna verkauft haben; wenn ich einen heiligen Geist hätte darüber setzen wollen.«

»Keinen heiligen Geist! — rief der Prinz — das bitte ich mir aus! — Hier ist Ihr Geld! das Gemälde bleibt hier. Wie viel Meilen, bis zum Originale?«

»Nur hundert und funfzig Monseigneur!

»Gewiß nach Norden? —

»Allerdings! das können Monseigneur schon am Kolorite sehen.« —

»Ja Ja! auch ohne dies! — erwiederte der Prinz, — zahlte dem Mahler das Geld,

und war jetzt, wie man leicht denken kann, auf den Kourier der Oberhofmeisterinn best-möglichst vorbereitet.

Dieser brachte nun die Sache völlig in Richtigkeit. Es wurden sogleich ein halb dutzend Kammerdiener mehr angenommen, eine Toilette ambülante auf das schleunigste besorgt, und schon in einem Monathe war die Garderobe des Prinzen mit allem versehen, was der neueste und allerneueste Geschmack nur aufbringen konnte.

Unter diesen auserlesenen Kleidungen befand sich auch, der Vollständigkeit wegen, ein ganz modernantiker Ritteranzug. Grade als ihn der Kammerdiener mit Baumwolle und seidnem Papiere einpacken wollte, ging der Prinz durch die Garderobe, und befahl nun: man solle alles dazugehörige in einem besonderen Koffer verwahren.

»Wenn ich nicht irre — fuhr er fort —

so treffen wir auf unserem Wege eine feindliche Festung. Jasmin kann einmal den Helm hereinbringen! Wenn er mir gut steht; so bin ich entschlossen sie einzunehmen.«

Der Helm wurde gebracht, und stand so vortreflich; daß der erste Kammerdiener seinen erstaunten Freunden versicherte: es werde in der Festung kein Stein auf dem andern bleiben.«

Aber glücklicher, oder unglücklicher Weise hatte der Prinz eine Menge ganz anderer Abentheuer zu bestehen, und die Festung wurde vergessen. Erst vierzig Meilen weiter erinnerte man sich daran, und faßte, natürlich, nun den sehr passenden Entschluß, die Einnahme auf der Rückkehr zu besorgen.

Dessenohngeachtet kam die Ritterkleidung vortreflich zu statten. Der Prinz konnte

für den ersten Kourtag nichts pikanteres wählen, und beschloß nun — wie es sich von selbst versteht — den kleinen Verstoß gegen die nordische Etiquette nicht zu achten.

Wer, überdem, konnte etwas dagegen einwenden; wenn er versicherte: ein Ritteranzug sey, nach dem lezten französischen Geschmacke, zur Kour unentbehrlich? — Gesagt! gethan! in zwey Stunden war der Ritter fertig, und trat nun, zum Erstaunen des ganzen Hofes völlig gewapnet in das Prunkgemach.

Der Hofmarschall erblaßte, die Prinzessin erröthete, und der König drückte etwas verlegen die Krone ein wenig tiefer ins Gesicht. Allerdings war der Prinz, obgleich nicht überflüssig blühend, doch noch immer ein Mann der ein Mädchen zum Erröthen, und einen funfzigjährigen Hofmarschall zum Erblassen bringen konnte.

Dieses war also völlig in der Ordnung; aber die Verlegenheit des Königs gründete sich wirklich auf etwas ausserordentliches. Er hatte nähmlich die ganz unkönigliche Eigenschaft, sich nicht allein für sich selbst, sondern auch für andere Leute zu schämen, und fühlte jetzt das Unschickliche der prinzlichen Kleidung sehr lebhaft.

Aber die Unterhaltung des jungen Ritters zerstreute bald alle Verlegenheit. Der König lächelte, die Prinzessin vergaß alle zebraische Floskeln, und eine Hofmaschiene nach der andern fing an gleichsam menschenähnlich sich zu bewegen.

Mit Schrecken bemerkte dies der Hofmarschall und suchte nun so schnell als möglich durch eine ächt zebraische Redensart dem Unwesen zu steuern. Aber vergeblich! — Er mußte sich, durch die Einfälle des Prinzen, seinen langen, verwor-

renen Perioden, in so viele kleine Theile zerschneiden lassen: daß er die letzte Antihyperbel gar nicht zusammenbringen konnte. Mit wahrer Seelenangst blickte er nun nach der Prinzessin, und sah zu seiner Vernichtung ein Lächeln auf ihren Rosenlippen schweben; das offenbahr nichts anderem: als der lezten äußerst witzigen Replique des Prinzen, gelten konnte.

In der That es war unmöglich ihm die Gabe einer leichten, und im hohen Grade erheiternden Unterhaltung abzusprechen. Mit der Flüchtigkeit eines Schmetterlings eilte er von einem Gegenstande zum andern.

Nichts approfondirt! war sein Wahlspruch — und man mußte gestehen: daß er und seine Gesellschafter sich wohl dabey befanden.

Sogar von der Prinzessin schien dieses zu gelten; aber freilich s c h i e n es auch nur

so. — Zebra mit allen seinen Abgeschmacktheiten, gab ihr zu denken und beleidigte niemals ihr sittliches Gefühl. — Der Prinz mit aller reizenden Leichtigkeit, mit allem verführerischen Witze, lies doch eine äusserst unangenehme Leere in ihr zurück, und konnte troz allen Warnungen der Oberhofmeisterinn, seinen Lieblingszweideutigkeiten nicht entsagen. Der Triumpf dieser guten alten Dame, war also ein wenig zu voreilig gewesen. Die Prinzessin bekam einen Rückfall ärger denn alle vorhergehenden, und schien nun wirklich eines Arztes zu bedürfen.

Gleichwohl weigerte sie sich, fortwährend, irgend etwas medicinähnliches zu nehmen, und zwang dadurch den Leibarzt, ihre Kur auf eine Art zu versuchen, wogegen er sich Anfangs sehr lebhaft erklärt hatte. Ohne der Oberhofmeisterinn über-

flüssig geneigt zu seyn, mußte er sich dennoch gestehen; ihr Einfall mit dem französischen Prinzen sey nicht so übel gewesen.

»Aber — fuhr er fort — sie haben es trotz aller Feinheit zu plump gemacht! — Der Kontrast war zu groß! — die Franzosen haben es nie zu etwas Höherem als zum liebenswürdigthierischen bringen können. Wollen sie sich darüber erheben; so fallen sie in das eckelhaft theatralische. Auch dieser französische Held, ist doch nichts als ein liebenswürdiges Vieh. (Er war allein, und pflegte sich immer etwas stark auszudrücken) »Was Wunder daß er unserer über und über ätherischen Prinzessin nicht gefallen konnte.« —

»Halt! mit einem deutschen Prinzen müssen wir es versuchen! — Aber wo finden wir Einen? der nicht entweder von diesem französirenden oder von dem verma-

ledeŋten zebraïschen Tone angesteckt wäre.

»Immerhin mag er mit den Franzosen bekannt seyn! das wird ihn vor allem Übermenschlichen bewahren. — Aber die Engländer, und ganz besonders die Griechen und Römer muß er mir gelesen haben; damit er nicht früh oder spät in das verdammte Weinerliche verfällt.«

»Ja! ja! muß er! muß er! Ich habe gut beschrieben; wenn er nur erst gefunden wäre! — Aber nicht verzagt! wir wollen das Äußerste versuchen!

Mit diesen Worten eilte er zum Könige. Dieser, schon seit geraumer Zeit, nicht sonderlich von dem französischen Prinzen erbaut, wünschte recht sehnlich ihn gänzlich entbehren zu können, und mußte daher den Vorschlag mit vieler Freude annehmen.

»Ja! — sagte der Arzt — werden mir

aber Ihro Majestät Vollmacht geben; den Prinzen zu kapern, wo ich ihn finde? — Es möchte vielleicht nur an einem sehr kleinen Hofe gelingen.« —

»Immerhin! wir bedürfen eines gesunden, vernünftigen Mannes. Gleichviel ob er der Sohn eines Kaisers oder eines Königs ist.«

»Ach wir müssen vielleicht noch tiefer hinunter steigen!» —

»Auch das; wenn es nicht anders seyn kann! — Kommen Sie nur bald wieder, damit wir sehen: was wir zu hoffen haben.«

Aber der arme Äskulap konnte, nachdem er schon drey Monathe herumgeirrt war, noch immer das Gesuchte nicht finden. Oft wollte er sich schmeicheln; aber schon nach einem kurzen Aufenthalte rief er wieder »französirt! — zebraïsirt! — und mußte dann trostlos seinen Wanderstab weiter setzen.

Endlich kam er an die Gränze des kleinen Fürstenthums Iy . . . . . und war schon zweifelhaft: ob er sich die Mühe geben solte weiter vorzudringen; als das Gespräch zweier Fremden seine ganze Aufmerksamkeit fesselte.

Einige Fragen waren hinreichend ihn zu bestimmen, und sein Postillon erhielt Befehl zu jagen was die Pferde laufen könnten.

»Der Vater — rief unser Äskulap voller Freude — über und über französirt! — Die Mutter eine Erzzebraistin und der Sohn ein wohlorganisirter junger Mann, dem beides zum Ekel ist! — Das scheint ja ganz eigentlich für uns zurecht gemacht! — Vor allen Dingen muß ich aber das Gemälde auspacken! das Übrige findet sich dann von selbst.« —

Und in der That es fand sich von selbst.

Der Fürst betheuerte in französischer Manier; aber freilich mit einer gräßlichen Aussprache, er finde sich unendlich beglückt, die Fürstinn gab im ächt zebraïschen dasselbe zu verstehen und der Prinz verwandte kein Auge von dem Gemälde.

»Es scheint Ihren Beifall zu haben, — sagte der Arzt, nachdem der Fürst und seine Gemahlin sich entfernt hatten.

»Das konnten Sie erwarten, — antwortete der Prinz — Aber wie ist es möglich, daß grade mir ein Glück zu Theil werde, auf welches so viele Andere Verzicht thun mußten?« —

Diese Frage hatte natürlich eine weitläuftige Erklärung des Doctors zur Folge, und der Prinz gab nun — freilich etwas tiefsinnig — Befehl die Abreise zu beschleunigen.

»Ach ich läugne es Ihnen nicht — sagte

er zu dem Arzte, der ihn aufheitern wollte — die Genesung der Prinzessin scheint mir an das Unmögliche zu gränzen. Schon ihr Gemälde hat mich so tief gerührt! — Wie wird ihr Anblick auf mich wirken! — Ich kenne mich! Stumm und verwirrt werde ich dastehen. »Ach wenn ich tief empfand; habe ich immer die Worte vergessen! —

»Sonderbar! — rief der Arzt — einem Mann, der dem zehnmal überlegenen Feind hoffnungsvoll entgegen ging, muß ich jetzt Muth einsprechen: da es auf die Eroberung eines weiblichen Herzens ankömmt! —

»Glauben Sie mir, antwortete der Prinz — das Eine kann sehr wohl mit dem Anderen bestehen. Ich bin leider ein Beweiß davon! — Sie sollen es sehen! ich werde mit meiner schlichten, einsilbigten Manier, dem französischen Prinzen nur zur Folie dienen.« —

Aber dieses Mal hatte der bescheidne junge Mann geirrt. Der französische Prinz, nachdem er schon einen ganzen Monath lang, zu seinem eignen Erstaunen, allen Nebengalanterien entsagt, und sich allein dem Dienste der Prinzessin gewidmet hatte, fing an die ganze Angelegenheit etwas langweilig zu finden.

Zwar suchte die Oberhofmeisterinn ihn auf alle Weise zur Geduld zu ermahnen. Aber eines Morgens, als ihre Andacht kaum zur Hälfte geendigt war, stürzte der Prinz athemlos in ihr Zimmer.

»Nein Madame! — rief er, indem er sich auf das nächste Sopha warf — Das übersteigt alle meine Vorstellung! das ist um den Verstand zu verlieren!«

»Aber mein Gott Monseigneur! was ist denn vorgefallen? —

»Nein Madam! nein es ist alles ver-

geblich! und wenn ich die Geduld eines Engels hätte! Nein ich sage Ihnen es hilft nichts! Wir müssen die Hofnung aufgeben!«

»Aber ich bitte votre Altesse wollen die Gnade haben! — Ich zittre — ich kann mich kaum aufrecht erhalten« —

»Nun Madame! — fuhr der Prinz, mit einem heftigen Sprunge vom Sopha, die eine Hand in die Seite, und die andere auf den Tisch gestemmt, fort — so frage ich Sie denn: ob Sie jemals, unter vernünftigen Menschen, etwas von Krebsscheeren der Erinnerung gehört haben?« —

»Von Krebsscheeren der Erinnerung? — —

»Ja ja! von Krebsscheeren der Erinnerung! — Ich fordre Sie auf: mir in einem einzigen französischen Schriftsteller, troz aller Unnatürlichkeit, und Ge-

ziertheit, die man ihnen hier Schuld zu geben beliebt, — ein solches eckelhaft abscheuliches Bild zu finden;« —

»Gleichwohl will die Prinzessin, aus Entzücken darüber, den Geist aufgeben. Und jetzt da ich mir die Freiheit nahm, ihrem Lieblinge, dem berühmten Zebra dafür ein wenig die Ruthe zu geben, dachte ich: sie würde mit ihren schönen Augen mich tödten.«

»Der Herr Hofmarschall schienen überdem eine doppelte Dosis Opium genommen zu haben, und wußten ihre eigentlichen Scheeren so furchtbar zu presentiren; daß ich es fürs beste hielt: mich so schnell als möglich zu beurlauben.«

»Jetzt nun erhalte ich von der Prinzessin einen Zettel, worin mir, mit äußerst beleidigenden Ausdrücken, die ganze zebraïsche Bibliothek abgefordert wird. Genug

Madame es ist zum rasend werden! Diese Krebsscheeren der Erinnerung geben mir den lezten Stoß! — Jetzt gleich eile ich zum Könige! War ich nicht ein Narr meine Zeit so zu verlieren!« —

Mit diesen Worten war der Prinz verschwunden, und die arme Oberhofmeisterinn blieb mit weinenden Augen zurück.

»Ach — rief sie — unser Elend ist aufs Höchste gestiegen! Wer hätte glauben sollen: daß es dahin kommen würde! — Krebsscheeren der Erinnerung!! — — Nein er hat Recht! es ist um den Verstand zu verlieren!

Voller Betrübniß fragte nun die gute Dame jedermann der ihr begegnete: ob er etwas von Krebsscheeren der Erinnerung gehört habe? — Dieser fragte dann wieder einen Anderen, und so ging es bald wie ein Lauffeuer, erst durch das Schloß, dann durch die ganze Stadt.

Daher wußte nun der deutsche Prinz nicht: ob er seinen Augen und Ohren trauen sollte, als er auf jeder Straße Leute fand, die mit Händen und Füßen entweder für oder wider die Krebsscheeren der Erinnerung stritten.

Betroffen wandte er sich zu dem Arzte. Dieser aber hielt vor Lachen den kleinen Bauch mit beyden Händen und rief einmal über das Andere:

»Habe ichs nicht gesagt Ihro Durchlaucht! die ganze Stadt werde ich noch kuriren müssen? — Mit diesen Krebsscheeren der Erinnerung muß es aber doch eine ganz eigne Bewandniß haben. — Denn ich wüßte nicht: daß weder die Stimmgabel der feinsten Moralität, noch der lakirte Blumenstock der Ideen, worin die Prinzessin vor kurzem unbeschreiblich verliebt war, so viel

Unheil angerichtet hätten.« — Prepariren Sie sich nur auf eine gute Dosis Geduld! nach allen Umständen zu schliessen, werden Sie sie, mehr als jemals, nöthig haben. —

»Ja und was das schlimmste ist lieber Doktor! man kann diesem Zebra, bey allen auf den Kopf gestellten Hyperbeln, bey allen seinen schwülstig verworrnen Perioden, doch die Genialität, und eine äusserst zarte Gewissenhaftigkeit nicht absprechen.« —

»Ist auch nicht mein Wille Ihro Durchlaucht! Ich nehme mir die Freiheit den schiefen Hals Alexanders schief, und diejenigen Narren zu nennen, die sich das Genicke verdrehen, um wenigstens einen alexanderschen Theil vorzeigen zu können.« —

Während der Arzt diese letzten Worte sprach; tönte ihm ein durchdringendes Geschrey aus dem Schloßthore entgegen.

So weit geht unsre Handschrift. Kein

Wort mehr über die Ursache des Geschreys, über die Aufnahme des Prinzen, noch über die Genesung der Prinzessin.

Der kristallene Thurm.

Müßig wandelte Takeddin am Ufer des Tigris, nachdem er die heissesten Stunden des Tages in einem nahen Walde verschlafen hatte. Die Sonne ging eben hinter den fernen Gebirgen unter, und der glühende Abendhimmel spiegelte sich im Strome. Da sprang plötzlich eine große, hellblaue Schlange vor dem Wanderer auf, welche einer jungen hüpfenden Heuschrecke mit ungewöhnlicher Schnelligkeit folgte, und diese eben verschlingen zu wollen schien. Halt! rief Takeddin, dem Schwächern muß ein wackerer Mann beistehen. Rasch zog er

seinen Säbel, und in demselben Augenblicke hatte er die Verfolgerin in der Mitte von einander geschnitten. Aber verwundert blickte er nun auf die Spitze seines Säbels; denn da, wo sie die Schlange berührt hatte, umwehte sie ein grünes Flämmchen, welches nach einigen Minuten gerade in die Lüfte emporstieg.

Verdammter Zauberkram! rief Takeddin aus, als er staunend der steigenden Flamme nachgesehen hatte, und wollte den Säbel in den Fluß schleudern; aber unbeweglich, wie versteinert, blieb sein Arm ausgestreckt. Ich sehe wohl, du bist mir zugedacht, hob er nach einer Pause wieder an, und als er die Worte ausgesprochen hatte, war sein Arm gelöst, und der Säbel suchte von selbst die Scheide. Er hatte diesen Säbel kurz vor seiner Nachmittagsruhe im Walde gefunden, wo derselbe bis an den Griff in

einem Baume eingeklemmt war. Neben ihm hingen an einem Aste das Wehrgehenke und die Scheide, welche, obgleich aus schlechtem, unscheinlichem Stoffe gearbeitet, mit so hellem Glanze strahlte, daß sie den Wanderer schon in weiter Ferne anlockte. Kaum hatte er sich aber genähert, und den Griff des Säbels berührt: so fuhr die breite, vergoldete Klinge leicht aus der Klemme, und in den Zweigen des Baumes ertönten so schmeichelnde, sanfte Harmonien, daß Takeddin bald im Schatten desselben entschlief. Er hatte nun ein wunderbares, aber liebliches Traumgesicht von einem kristallenen Thurme, worin unverhüllte Mädchen tanzten und eine verhüllte Jungfrau trauerte: ein Traumbild, wovon wir vorläufig nichts verrathen wollen, weil es in der Wirklichkeit sich vielleicht noch einmal zeigen wird; obgleich Takeddin eben jetzt daran zurückdenkt.

So sehr Takeddin durch jenes Abentheuer mit dem Säbel und durch dieses Traumgesicht auf wunderbare Ereignisse vorbereitet war: so überraschend war ihm alles, was ihm am Flusse begegnete. Aber jetzt wurde es ganz still umher, und der Wanderer wollte, da die Dämmerung schon anzubrechen begann, den nächsten Weg nach Balsora zurückkehren, dessen Minarets, noch ziemlich weit entfernt, in schimmernder Pracht sich erhoben. In Betrachtungen über die Wunder, die er gesehen, gänzlich verloren, ging er noch einige hundert Schritte am Ufer hinunter, bis an ein kleines Cedernwäldchen, um welches der nächste Weg nach der Stadt herumbog. Doch es lag eine so drückende Schwüle auf der weiten Ebene, daß sich der ermüdete Wanderer gern den erfrischenden Schatten überließ, welche das kühle Wäldchen ihm

darbot, und des kurzen Umweges nicht achtete. Und wenn auch die Thore bei meiner Ankunft schon geschlossen wären, sagte er zu sich selbst: so kann ich ja auf dem Landhause meines Freundes die Nacht zubringen; ihn wird die Erzählung meiner Abentheuer höchlich ergötzen. Mit diesem Entschlusse ging er gemächlich weiter, und es kümmerte ihn wenig, daß der Abend immer mehr seinen grauen Mantel über die Erde breitete; aber wie groß war sein Erstaunen, als der Wald, in welchem er jeden Fußsteig kannte, dichter und dunkler wurde, und alle Pfade vor ihm abgeschnitten waren. Er blickte zurück, um den Weg wieder einzuschlagen, der ihn hereingeführt hatte, und auch hier sah er nichts als dichtes Gesträuch und umhergeworfene Felsentrümmer, die keinen Ausgang zeigten.

Befremdet blieb Takeddin einige Augen-

blicke stehen. Was sinne ich? hob er endlich an. Hier links habe ich den Fluß liegen lassen; und dort muß also Balsora liegen. — Unerschrocken bahnte er sich durch das verwachsene Gebüsch und zwischen den schroffen Felsenstücken hin den Weg, und verlor sich immer tiefer in eine rauhe, unwegsame Einöde. Ein heftiges Rauschen, Wasserfällen gleich, betäubte sein Ohr, und das Geheul wilder Thiere, das aus nahen Klüften zu kommen schien, unterbrach schrecklich diese eintönige Musik.

Ich sehe wohl, hob Takeddin an, ich kann heute keinen Schritt thun, ohne neuen Wundern zu begegnen. Alle Zauberer in der Welt scheinen sich verschworen zu haben, einer nach dem andern ihre Launen an mir auszulassen. Aber — setzte er nach einer Pause hinzu: ein treuer Verehrer Allah's verliert die fromme Zuversicht

nicht, was ihm auch immer begegnen mag; er schläft sicher unter Allah's Schutze, wenn sich auch die ganze Natur gegen ihn empörte. — Bei diesen Worten breitete er sein Oberkleid auf eine moosreiche Stelle, und lagerte sich, indem er alle Vorfälle dieses Tages noch einmal überdachte.

Was mögen wohl die Zauberer, oder die Feen, oder wer es sonst seyn mag, der bei diesen Scherzen seine Lust findet, was mögen sie mit mir vorhaben? hob er endlich wieder an. Auf Böses scheinen sie nicht zu sinnen; denn ich kann mich weiter noch nicht über sie beklagen, als daß sie mir hier ein ziemlich unbequemes Lager bereiten, und mich ein wenig in Ertragung von Hunger und Durst üben wollen. Doch ich habe ja im Kriege oft Entbehrungen dieser Art, und noch viel härtere erduldet, und es würde mir nicht ziemen, darüber auch unr ein Wort zu verlieren.

Kaum hatte er diese Worte gesprochen, als er zu seiner Rechten ein sanftes Rieseln hörte, und darauf ein kleines Bächlein entdeckte. Der fromme Moslemin glaubte hier einen Wink Allah's zu sehen, nahm die heilige Abwaschung vor, und verrichtete dann kniend das Pflichtgebet. Als er nun, sich erhebend, aus der Quelle schöpfen wollte, um seinen brennenden Durst zu löschen, war sie bis auf die geringste Spur verschwunden; aber zur Linken hörte er dasselbe sanfte Gemurmel, und siehe da! als er die hohle Hand gefüllt zum Munde führte, dufteten ihm die köstlichsten Wohlgerüche entgegen, und der lieblichste Scherbet, den er je genossen, labte seine verbrannte Zunge.

Ich muß gestehen, rief er aus, nachdem er reichlich getrunken hatte, die gütige Fee, welche mir vielleicht diese Quelle zufließen

läßt, versteht sich darauf, Scherbet zu mischen. Schade nur, daß auf dem langen Wege so viel verloren geht. — Er schöpfte noch einmal, und trank auf das Heil der verborgenen Wohlthäterin.

Seine Besorgniß war indeß zu voreilig; denn die liebliche Quelle war versiegt, da er ihrer nicht mehr bedurfte. In demselben Augenblicke aber, wo er diesen Verlust bemerkte, zog ihn eine neue Erscheinung an. Eine goldbesäumte Wolke senkte sich langsam zu ihm herab, aus welcher, als sie sich in dünne Nebel auflöste, ein schöner, glänzender Papagei hervorkam, der in seinem Schnabel einen Korb voll auserlesener, köstlicher Früchte trug, den er vor ihm niedersetzte.

Takeddin, der bei allen Entbehrungen, die er dulden konnte, doch kein Verächter guter Mahlzeiten war, genoß die Wollust,

welche ihm hier in der Wildniß so unerwartet bereitet wurde, in solcher süßen Vergessenheit, daß er spät erst bemerkte, wie sehr in jeder Rücksicht für seine Bequemlichkeit gesorgt war; denn mit seinem Speisewirthe, der auf einem niedrigen Baumzweige ausruhte, waren noch zwei andere Wundervögel gekommen, welche, brennende Fackeln in den Klauen haltend, zu des Wanderers Füßen saßen. Zu gleicher Zeit erhob sich, um alle seine ermüdeten Sinne zu erfrischen, eine sanfte Musik in den lauen Lüften, die ihn umflossen.

Freund Papagei, rief Takeddin, ich danke Dir, oder demjenigen, der Dich sendet. Du hast mir eine Erquickung gebracht, worauf ich in dieser Lage gar nicht rechnen konnte.

Der schöne Papagei flatterte von seinem Zweige herab, schüttelte mit vieler

Anmuth ein paarmal seine glänzenden Flügel, und hob mit heller Stimme an:

Die Liebe trennt, die Liebe kann versöhnen,
Die Lieb' entführt, die Liebe führt zurück:
Wo Alle sich nach Zoraiden sehnen,
Da wagen Alle liebend für ihr Glück,
Wenn neu der Hoffnung süße Worte tönen.

O du kunstreicher Papagei! sprach Takeddin, Du vereinigst in der That sehr schöne gesellschaftliche Talente. Aber ich wünsche, Du wärest weniger geheimnißvoll und verständlicher in deinen Reden. Sage mir doch, warum ich hier in der Wüste eingeschlossen seyn muß? Sage mir, was bedeuten alle diese Wunder? Oder willst

Du mich noch dankbarer machen, so zeige mir den Rückweg nach Balsora; denn ohne Zweifel bist Du auch ein geschickter Wegweiser.

Der Papagei schüttelte abermals seine glänzenden Flügel, und hob mit heller Stimme wieder an:

Dir ist ein herrlich Loos bestimmt!

Dazu ist noch wenig Anschein, Freund Papagei, sagte der Wanderer.

Aber der schöne Vogel ließ sich nicht irre machen, und nachdem er, als ob er unwillig über die Unterbrechung geworden, lebhafter seine Flügel geschüttelt hatte, fuhr er fort:

Dir ist ein herrlich Loos bestimmt!
Der Hoffnung schöner Funken glimmt.
Es kommt zur langersehnten Rache
Hervor aus niederm Hirtendache
Ein Held, vom Schicksal tief gekrümmt.

Die ganze Erscheinung war verschwunden, als der Papagei diese Worte gesprochen hatte, und Takeddin sah sich jetzt von dem dunkeln Gewande der Nacht rings umhüllt. Da er sich durch die treffliche Mahlzeit hinlänglich erquickt hatte, so ergab er sich in sein Schicksal, und streckte sich auf sein Lager aus, um den Schlaf zu erwarten; allein dieser Genuß schien nicht in dem Plane zu liegen, dem er dienen mußte. Das Gebrüll der wilden Thiere erscholl immer näher und fürchterlicher aus den Felsenklüften, und — was dem tapfern Jünglinge in seiner Lage noch unwillkommener war, als die Nachbarschaft der wilden Thiere, gegen welche ihn sein guter Säbel allenfalls schützen konnte — Das Geräusch des Wasserfalles kam immer dichter an sein Ohr. Plötzlich wurde die Scene durch ein glänzendes Licht beleuch-

tet, und Takeddin sah, wie der gewaltige Wasserstrahl in schimmernden Bogen über die nahen, zackigen Felsen stürzte, und die schäumenden Wellen auf die Stelle zu eilten, die er sich zum Lager ausersehen hatte.

Ich finde das Betragen der Zaubermächte sehr ungleich und sonderbar. Von der einen Seite lassen sie mir unerwartet die köstlichsten Erquickungen zukommen, und auf der andern scheinen sie den Lauf der Waldströme zu verändern, um mir eine Ruhestätte zu zerstören, die mir gewiß Niemand beneiden wird.

Mit diesen Worten hob Takeddin sein ausgebreitetes Oberkleid auf, legte es wieder um seine Schultern, und suchte sich einen andern Ruheplatz; aber der tobende Strom schien ihm auf der Ferse zu folgen, bis Takeddin eine Terrassenähnliche Felsen-

masse erklommen, und durch eine weite Spalte, welche dieselbe in der Mitte der Höhe theilte, sich gewunden hatte. Eine neue, noch wildere Landschaft öffnete sich hier seinen Blicken. Er sah in ein enges Thal, umschlossen von unersteiglichen Felsen, deren Umrisse die seltsamsten Formen zeigten; hier gewaltige Riesen, welche im Begriffe waren, große Steinblöcke zu schleudern, dort sonderbare Thiergestalten, die mit den Köpfen gegen einander zu rennen schienen. Während Takeddin neugierig diesen wundersamen Anblick genoß, entdeckte er im Hintergrunde des Thales den hellen Eingang einer Höhle, welche ihm nun als das Ziel seiner beschwerlichen Wanderung erschien. Nachdem er über rauhe Pfade gestiegen war, und mit erschöpfender Anstrengung einen reissenden Fluß, der immer breiter und ungestümer wurde, je

weiter Takeddin vordrang, durchwatet hatte, stand er jetzt nicht fern von der schimmernden Höhle, an deren Eingange er zwei ungeheure Tiger sah, die mit wilden Blicken und offnem Rachen dem verwegnen Wanderer drohten.

Unerschrocken rüstet er sich zum Kampfe, und kaum hat er sein Zauberschwert vor den Thieren entblößt, als diese mit schrecklicher Wuth auf ihn losspringen. Aber der erste Hieb spaltet dem einen den Schädel, aus welchem alsbald zwei große Schlangen fahren, und ihrem Feinde entgegenzischen, während der andere, noch unverletzte Tiger von der Seite ihn anfällt. Takeddin wurde durch seinen Muth und seine Geschicklichkeit, und vielleicht auch durch die Wunderkraft des Säbels aus dieser Gefahr gerettet, und schreitet nun, als die Feinde blutend zu seinen Füßen liegen,

mit stolzer Siegerfreude in die erleuchtete Höhle.

Ein hoher Dom wölbte sich über ihm, nachdem er einen schmalen Gang zurückgelegt hatte; die Wände waren mit blitzendem Gestein überzogen, und sieben mit wohlriechendem Öle gefüllte Lampen hingen über einem Bassin in der Mitte des Gewölbes. Am Rande dieses Bassins stand eine Ottomanne, die mit dem reichsten Brokate bedeckt war. Die feierliche Stille, die in dem Dome herrschte, wurde nur durch ein sanftes Wehen, wie von fernen Flötentönen, unterbrochen, und die Wollust, worein die Sinne dadurch gewiegt wurden, erhöhten die lieblichen Wohlgerüche, welche durch die Luft schwammen.

Takeddin warf sich auf die Ottomanne, die seinen müden Gliedern sanft entgegenschwoll, und bemerkte, wie von Blute sein

Säbel geröthet war, den er beim Eintritte in die Höhle entblößt in der Hand behalten hatte. Er schwang denselben ein paarmal durch das helle Wasser des Bassins und fühlte, als er ihn wieder herauszog, daß sich der Säbel in seiner Hand zu bewegen suchte, als die Spitze der Klinge noch die Oberfläche des Wassers berührte. Befremdet umfaßte er den Griff loser; die Klinge fuhr mit Schnelligkeit über das Wasser hin, und mahlte zu Takeddins großem Erstaunen mit Flammenzügen die Worte:

Es kommt zur langersehnten Rache
Hervor aus niederm Hirtendache
Ein Held, vom Schicksal tief gekrümmt.

O du schreibelustiger Säbel! rief Takeddin, ich kannte bisher deine trefflichen Tugenden nur halb. Und du scheinst sogar

gutes Gedächtniß zu haben, da du die Worte des Papageies so treu wiederhohlst.

Die feurigen Buchstaben blieben einige Minuten auf dem Wasser stehen, und führten den Jüngling zu ernsten Betrachtungen. Es ist sonderbar! sprach er. Ich stamme ja aus der Hütte niederer Hirten, und das Schicksal hat mir auch noch nicht aus freundlichen, schwarzen Augen gelacht. Ein Held werde ich freilich nicht seyn, wenn ich auch mehr als vier Jahre Timur's siegenden Heeren gefolgt bin. Aber ich sehne mich doch nach dem glorreichen Ruhme der Helden, wie die durstige Gazelle nach dem labenden Bache; ich habe es seit den drei Monaten, wo ich unthätig in Balsora lebe, heftig genug gefühlt, welches unruhige Feuer in meiner Brust wohnt. Aber — setzte er nach einer Pause hinzu — zu welcher Rache bin ich denn berufen?

Laß doch sehen, fuhr er nach langem Sinnen auf, ob Du auch eigene Gedanken hast, die mir vielleicht mehr Aufschluß geben. Mit diesen Worten setzte er die Spitze der Klinge auf den Boden; aber sie blieb unbeweglich. Ich sehe wohl, die Erde ist nicht dein Element, sprach Takeddin, berührte die Wasserfläche mit dem Säbel und sogleich las er die feurigen Worte:

Dir wird des Glückes heitre Sonne scheinen
Wenn Du was nie sich paaret, kannst vereinen.

Du giebst mir leidigen Trost! rief Takeddin, und hatte kaum ausgeredet, als sich die Seitenwand öffnete, und drei Jungfrauen, in Florgewänder gehüllt, und so lieblich anzuschauen, als jene, die er träumend im kristallenen Thurme sah, sich ihm näherten.

Schöner und erlauchter Fremdling, sey uns willkommen in Almesira's Reiche! rief die Reizendste derselben ihm zu.

Sonne der Schönheit! sprach Takeddin, wenn alle Bewohnerinnen dieses Reiches Dir und deinen Schwestern gleichen, so mag es eher das Paradies seyn, als auf dem Erdreiche gefunden werden. Ich muß Dir gestehen, ich habe von vielen Ländern gehört, und manche als Krieger durchzogen; aber von Almesira's Reiche habe ich nie das geringste vernommen. Sage mir, wie weit bin ich dann zum Beispiel von Balsora entfernt?

Von Balsora bist Du wenigstens dreihundert Parasangen entfernt.

Du scheinst meiner zu spotten, liebliche Jungfrau, ich sehe es an den schalkhaft lächelnden Blicken die Du von dem schwarzen Bogen Deiner Augen auf mich schießest.

Ich muß Dir sagen, holdes Mädchen, ich bin erst heute, nach dem Mittagsgebete von Balsora gegangen.

Und doch habe ich Wahrheit geredet, versetzte die Jungfrau. Aber zerstreue Dich nicht durch solche Gedanken, o Herr! sondern bereite Dich vielmehr zu dem Genusse des herrlichen Glückes, dem Du hier entgegengehest. Noch einmal: Sey uns willkommen in Almesira's Reiche!

So sage mir dann, schöne Jungfrau, ich bitte Dich bei dem Sonnenglanze Deiner Augen! sage mir, wer ist diese Almesira, in deren Reiche ich mich befinde? Und welches herrliche Glück erwartet mich?

Harre mit Zuversicht der Dinge, die da kommen sollen, schöner und tapferer Fremdling! Du hast schon große Gefahren siegreich überwunden: aber das ruhmvolle Werk, zu welchem Du berufen bist, wird

noch von mancher Fährlichkeit umringt, wie die schöne Tochter des Frühlings, die Rose, von stechenden Dornen. Lust und Muth werden Dich Alles besiegen helfen, und Almesira's Auge wird über Dich wachen.

Zeige mir, o Jungfrau, rief Takeddin mit blitzendem Auge, zeige mir den Weg, der hier zu rühmlichen Thaten führt.

Der Augenblick wird Dich lehren, schöner Held, welcher Thaten es bedarf. Es wird an Zeichen nicht fehlen; möchtest Du sie nur richtig deuten.

Wolltest Du nur nicht so geheimnißvoll reden, wie alle die Stimmen, welche hier laut werden: so könnte ich mich desto besser vor Mißgriffen bewahren. Nur eines sage mir, reizende Jungfrau: wer ist jene Zoraide, von welcher ein Papagei mir erzählte?

O liebenswürdiger Held, rief die Jung-

frau, wenn ich auch so viel Worte brauchen wollte, als Biledulgerid Datteln erzeugt: so würde ich doch ihre Schönheit nicht würdig beschreiben können; und wenn ich so viel Thränen weine, als in der Regenzeit Tropfen vom Himmel fallen: so werde ich doch ihr hartes Schicksal nicht genug beklagt haben.

Mit diesen Worten entfernte sich die holde Jungfrau, nachdem sie ihren Begleiterinnen einen Wink gegeben hatte. Diese naheten sich darauf ehrfurchtsvoll dem Wanderer, dem sie durch Zeichen andeuteten, sich des Bades zu bedienen. Als nun Takeddin in der lauen Fluth sich erfrischt hatte, rieben die weichen Hände der Jungfrauen duftende Salben in seine Glieder, und bedeckten ihn mit kostbaren, wohlriechenden Gewändern. Bei diesen Geschäften entfloh kein Laut von den Korallen-

lippen der Mädchen, und Takeddin fühlte sich unter ihren zarten Händen so wohl, und dieses geheimnißvolle Schweigen hatte etwas so reizendes für ihn, daß auch er diese lieblichen Augenblicke in stummer Lust genoß. Endlich schlang er seinen Arm um die schönste der beiden Jungfrauen, und während die eine zurücktrat, und den dichten Schleier über das Gesicht zog, drückte er jene, die lebhaft seine Liebkosungen erwiederte, an seine Brust, um die süße Glut derselben zu fühlen.

Wollt Ihr euren Mund nie öffnen, liebliche Mädchen? redete Takeddin die Jungfrauen an, als sich, nach einer wonnevollen Pause, Jene aus seinen Armen gewunden hatte. Soll der Honig eurer Worte nicht über die Rosen eurer Lippen fließen? Redet! Redet! Enthüllt mir alle die Wunder, die ich hier sehe.

Die beiden Mädchen aber begannen in lieblichen Tönen:

Wir müssen leider traurig schweigen
Vom sternenlosen Flor der Nacht verhüllt,
Bis Du das große Heldenwerk erfüllt.
Doch hast Du gesprenget die Riegel,
Verdunkelt den magischen Spiegel,
Dann schweben wir scherzend im Reigen.

So mögen sich dann Gefahren zu Gefahren gesellen, rief Takeddin aufspringend. Kraft des Arms und Muth sollen ihnen entgegen kommen! Sagt es mir, liebliche Mädchen, was ist der Preis des Kampfes?

Sich entfernend riefen die Mädchen im lauten Chore: Zoraide!

Die Öffnung in der Wand verschloß sich nicht hinter ihnen, und Takeddin folgte,

als er sein Schwerdt umgürtet hatte. Er kam bald in eine lichte Gegend wo eine Allee von Sphinxen aus rothem Granit den weiteren Weg ihm vorzeichnete. Am Ende der langen Doppelreihe standen zwei kolossalische Sphinxe, die den Ausgang sperrten, indem glühende Ketten, deren Ende sie im Munde hielten, in schnellen funkensprühenden Kreisen sich umschwangen. Aber kaum hatte Takeddin, nachdem er einige Augenblicke betrachtend still gestanden, die Ketten und die beiden Sphinxe mit seinem Säbel berührt, so flogen jene auseinander, und diese stürzten von ihren Fußgestellen.

Takeddin sah nun keinen andern Weg vor sich, als einen breiten Pfad, der bergan stieg, und sich endlich in weiße Marmorstufen verlor, die vollends auf den flachen Gipfel führten. Hier ging er einige Minuten unter schattigen Bäumen, bis sich ihm

ein runder Platz öffnete, der mit hohen Felsenwänden eingefaßt war. In der Mitte des Platzes saßen an Weberstühlen sieben schwarzverschleierte Jungfrauen, über welche ein Mohr die Aufsicht führte, und sie mit einem elfenbeinernen Stabe heftig auf die Finger schlug, so oft ihnen Fäden rissen, die so fein als Spinnengewebe waren. Bei Takeddin's Erscheinung erhoben die Jungfrauen ihre Stimme:

Das Schifflein fliegt und kommt zurück,
Und unsre Thräne fließet,
Von Mitternacht bis Sonnenblick
Des Thaues Perlen grüßet.
Wir weben zarte Webe,
Auf daß es Kleider gebe
Für Mussabelin's Riesenleib,
Und lange Schleier für sein Weib,
Und für die holden Kinderlein
Die weissen Röckchen leicht und fein.

O Schifflein flieg' und komm' zurück,
Und fließet, Thränen fließet,
Von Mitternacht bis Sonnenblick
Des Thaues Perlen grüßet.

Empört durch die harte Behandlung, welche die armen Weberinnen von dem Mohr erlitten, der eben jetzt umherging und die zarten Finger klopfte, zuckte Takeddin sein Schwert und fuhr den grausamen Wütherich an: Verdammt seyst Du, Ungläubiger! Wenn Du nicht augenblicklich diesen unglücklichen Jungfrauen Freiheit und Frieden gewährst: so spalte ich Dir den kraushaarigen Schädel. — Der Mohr erhob ein lautes Gelächter, und berührte Takeddin mit dem elfenbeinernen Stabe; aber als der Jüngling darauf nur heftiger und ergrimmter gegen ihn anrückte, verrieth er große Entrüstung, und wich hinter die

Brustwehr eines Felsenblockes zurück. Eine der Jungfrauen aber sprach:

Zurück! Noch ist umsonst die Rache,
O Held aus niederm Hirtendache!
Zwar sprengtest Du schon starke Riegel;
Verdunkle noch den Zauberspiegel.
Dann bricht des Mohres weisser Stab,
Den ihm das harte Schicksal gab.

Und laut rief der siebenstimmige Chor:

Wir tanzen Alle dann in bunten Kreisen,
Und singen Scherz und Lust in neuen Weisen.

In diesem Augenblicke trat der Mohr heran, schwang dreimal seinen Stab, und eine dicke Wolke trennte den muthigen Jüngling, der eben mit seinem Säbel ausholte, von seinem Feinde, und den beklagenswerthen Jungfrauen.

Von Finsterniß umgeben, sah Takeddin lange keinen Weg, bis die Wolken lichter wurden, und einen Pfad aufdeckten, welcher ihn an der andern Seite des Berges herabführte, und endlich in einen Gang von hohen Cypressen leitete, der sich in dichtes Gebüsch verlor. Ein heller Glanz, der ihm daraus entgegen schien, und ein Geflister, das er zu vernehmen glaubte, lockten ihn näher, und er schlich leise, mit zurückgehaltenem Athem, als das Geflister der Stimmen immer deutlicher wurde. Scheu bog er die dichtverschlungenen Zweige zurück, und — welcher überraschende Anblick! Mitten im Gebüsche war ein Marmorbecken, an dessen Rande drei holde Mädchen standen, die Frauengewänder und Schleier auf den Armen trugen. Takeddin hob noch einen laubigen Zweig auf, und sah einige Theile des schönsten weiblichen

Leibes, der im Bade lag. Jetzt erblickte er zwei weisse feingerundete Arme, die das Wasser theilten; dann kamen die zarte Schulter und der stolze Hals hervor, um welche sich die feuchten schwarzen Locken schmiegten; jetzt erhoben sich die runden Arme, um die triefenden Locken auszudrücken, und der Rücken und die schöngewölbten Hüfte stiegen aus dem Wasser empor. Und als die Jungfrau darauf das lockige Haupt zurückwarf, sah der glühende Jüngling die schwellenden Hügel des jugendlichen Busens, auf deren Gipfel die beiden Rosen der Unschuld knospeten, sah die Reize des Gesichts, der feurigen großen Augen, mit dem schwarzen Bogen darüber, der hellen Stirne, und den weichen Korallenlippen, mit der zierlichen Perlenschnur, die hinter ihnen hervorlachte: Reize, welche wie ein voller Blumengarten blüheten,

wo dem Lustwandler die Wahl schwer wird, welche der duftenden Blumen er brechen soll.

Die Jungfrau neigte ihr schönes Haupt wieder, und indem sie ihre liebliche Gestalt in der Spiegelfläche des Wasserbeckens mit Wohlgefallen zu betrachten schien, wurden alle ihre Reize den gierigen Blicken des entzückten Jünglings zum leichten Raube. Sein Herz pochte ungestüm; sein rasches fliegendes Blut glühte auf seinen Wangen, und oft war er im Begriff hervorzubrechen, um zu den Füßen dieser himmlischen Schönheit die Macht ihrer Reize zu bekennen, wenn ihn nicht die Betrachtung zurückgehalten hätte, daß er sich dadurch am gewissesten diesen Genuß entwenden würde. Bald lauschte er stehend, in den lieblichen Anblick verloren; bald kniete er nieder, um einen neuen Reiz zu entdecken, den ihm ein

starker Baumzweig verbarg, und bald erhob er sich wieder, um dieses schöne Gemählde, das von einem blendenden magischen Glanze beleuchtet wurde, aus einem andern Standpunkte zu betrachten.

Aber welcher plötzliche Wechsel! Mitten in seiner süßen Selbstvergessenheit störte ihn eine der dienenden Jungfrauen, welche rief: Ich sehe das Licht in Osten! und alle Drei sprachen darauf mit klagendem Tone: Ach, das Licht in Osten erwacht! Die Jungfrau im Bade erhob ihren Blick mit schmerzhaftem Ausdrucke: Unglückseeliges Licht! rief sie aus, bist auch du so grausam gegen mich? Kannst du nicht einmal die Welt im Schooße der Nacht ruhen, und vergebens auf deine Ankunft warten lassen? Jedem bist du erwünscht, o Sonne, wenn du aus den kühlen Thälern jenseits der Berge hervorkommst; jedem bringst du Freude

oder Hoffnung: aber mir bist du nur die ewig wiederkehrende Botin meines traurigen Schicksals.

Noch einmal sah die Klagende wehmüthig in den Spiegel des Wassers; da flammte der erste Sonnenstrahl am östlichen Himmel auf, ein heftiger Donnerschlag erschütterte die Lüfte, und das schöne lockige Haupt der Jungfrau wurde — ein großes Straußenei, welches an der Stelle, wo das holde Gesicht geblüht hatte, eine schlechtgemahlte Larve zeigte. Ein Jammerlaut entfuhr ihren Lippen; sie stieg aus dem Bade hervor, wurde von den Jungfrauen schnell angekleidet, und entfernte sich langsam in der Mitte der trauernden Dienerinnen.

Erst lange nachher konnte sich Takeddin von seinem Erstaunen erhohlen, und fühlte nun das schmerzliche dieser lebhaften Überraschung. Er drang durch das Gesträuch

an's Marmorbecken, dessen helles Wasser die Rosen des schönen Leibes erfrischt hatte, setzte sich auf den Rand nieder, und sprach nach einer Pause: O du Königin des Liebreizes! wie beklage ich dein seltsames Schicksal. Bist du Zoraide? Bist du der Preis des Kampfes, worin ich befangen bin? Dich — dich soll ich rächen? Für dich die schnöden Unbilden bestrafen, welche feindselige Mächte dir zugefügt haben? Ja, dir gehört mein Arm. Sonne der Schönheit, dir mein Leben, unglückliche Zoraide! Bei dem heiligen Worte des Propheten sei es geschworen, nicht Speise noch Trank soll meine Zunge erquicken, bevor ich dich gerächt habe.

Nach einer Pause, die auf diese lebhaft gesprochenen Worte folgte, zog Takeddin seinen Säbel. Hervor du erster aller Säbel, rief er aus, von dir erwarte ich Licht

in diesem Dunkel. Er berührte das Wasser, und auf der glatten Fläche erschienen die flammenden Worte:

Die Schöne seufzt nun in kristall'nen
Wänden,
Weil dort am Morgenthor die Fackel
blinkt;
Ach! und es will der Mädchen Tanz
nicht enden
Bis in des Abends Schooß die Fackel
sinkt.
Dann ist die Zeit, wo alle Noth zu
wenden,
Dir junger Held, die große Stunde
winkt.
Den Armen wird des Glückes Sonne
scheinen,
Wenn du was nie sich paaret, kannst
vereinen.

Dein

Dein altes Lied! rief Takeddin, dein altes Lied, das mir nicht viel Gutes für den Ausgang des Kampfes weissagt, und wenig Tröstliches für die Wünsche meines Herzens, welches die Liebe mit seiner Glut entzündet hat. Also bis auf den Abend soll ich noch harren? So lange noch die Rache aufschieben, wozu mich das ungestüme Verlangen meiner Brust treibt? . . . Gieb bessern Trost, treffliches Schwert! setzte er hinzu, indem er die Klinge ausstreckte. Und das allzeit fertige Orakel ließ sich also vernehmen:

Nur einmal noch kannst den Versuch
Du wagen,
Dem neun und achtzig kraftlos schon
erlagen.

Unmuthig warf Takeddin den Säbel von sich. Willst Du meiner Unruhe, mei-

ner Ungeduld spotten? Wisse, Du bist doch bei allen Deinen Tugenden nur ein zerbrechlicher Stahl, und jeder Säbel wird mir deine Dienste ersetzen, wenn ihn mein Arm führt. — Nach einigen Augenblicken hob er jedoch das Schwerdt wieder auf, um es noch einmal zum Reden zu bringen, und der verständige Rathgeber schrieb die bedeutenden Worte:

Ein fester Gleichmuth soll den Helden zieren,
Es muß, wer herrschen will, sich selbst regieren.

Betroffen von dem Vorwurfe, dessen Wahrheit er tief empfand, steckte er das Schwerdt ruhig in die Scheide, und erhob sich, um den Abentheuern, die ihn erwarten mußten, zuversichtlich entgegen zu gehen. Er schlug den Weg ein, welchen die un-

glückliche Jungfrau mit ihren Dienerinnen gegangen war, verirrte sich immer mehr im verwachsenen Dickichte, mußte schroffe Hügel erklimmen, die ihm den Weg versperrten, und über enge und tiefe Klüfte springen, in welchen unten Feuerströme brausten, die Flammen aufwarfen, und deren scheußlicher Dampf ihn so sehr betäubte, daß er bei der ersten Kluft Gefahr lief, in die tobende Tiefe zu stürzen. Sobald er sich wieder erhohlt hatte, wickelte er das eine Ende des Musselinstreifs los, woraus sein Tulbend geflochten war, wand dasselbe einigemal um Mund und Nase, und entging durch dieses Mittel weiteren Gefahren. Nach einer beschwerlichen Wanderung kam er an ein Felsenamphitheater, welches viel Ähnlichkeit mit jenem hatte, worinn die schwarzverschleierten Jungfrauen an den Weberstühlen saßen; nur waren die Felsen-

mauern höher, und dunkel gefärbt, der Umfang größer, und Takeddin entdeckte hier, außer einer ungeheuren verschlossenen Pforte von hellpolirtem Stahle, keinen Eingang, als er es rings umgangen war. Überrascht, aber unmuthig blieb er endlich vor dieser Pforte stehen, woran er weder Schloß noch Riegel entdeckte; nur ein schmaler vergoldeter Strich lief in der Mitte derselben herab.

Still! wer weiß, welches verborgene Talent Du noch bewahrst! Mit diesen Worten entblößte er seinen Säbel, und setzte die Spitze der Klinge auf die goldene Linie. Schnell glitt der Säbel herab, donnernd theilte sich die Pforte, und öffnete vor dem erstaunten Wanderer ihre mächtigen Flügel. Ein heller Glanz leuchtete ihm aus dem tiefen Dunkel entgegen, welches den inneren Raum des Felsenkreises deckte, und als

er näher gegangen war, erblickte er einen runden Thurm von lauterem Kristalle, der oben in eine goldene Kuppel sich endigte, und durch sieben vielarmige Leuchter erhellt wurde, die in eben so viel Sälen hingen, welche von oben nach unten zu immer größer wurden. In jedem Saale sah er eine Gruppe von Mädchen, deren Schönheit so himmlisch war, daß ihm jedes einer Stelle unter den Houris des Paradieses werth däuchte. Das warme Kolorit, und die üppige Fülle, womit die Natur ihre Glieder bedeckt hatte, wurde von keinem neidischen Gewande, von keinem Schleier verhüllt, und in den raschen und anmuthigen Tänzen, worin sich diese Gruppen bewegten, hoben sich die heiteren Formen desto vortheilhafter und desto unbefangener hervor, da man kein lauschendes Verrätherauge zu fürchten schien. Um alle diese Wunder-

dinge zu krönen, saß oben in dem kleinsten Gemache, unmittelbar unter der goldenen Kuppel, einsam eine weibliche Gestalt, die nicht ganz jenen unverhüllten Grazien glich, denn außer dem schönen, blendenden Halse, und dem jugendlichen Busen, die nur ein dünner Flor zu decken schien, und außer den weissen schwellenden Armen war sie in dichte und faltige Gewänder gehüllt. Wäre nur auch der Kopf nicht ohne Schleier geblieben: so hätte die Phantasie Freiheit behalten, sich die ganze Gestalt so reizend auszubilden, als es ihr beliebte, wozu ihr die Bewohnerinnen der unteren Gemächer die lieblichsten Modelle lieferten. Aber grade der Kopf war unverschleiert, um — das große Straußenei mit der Larve sehen zu lassen.

Die trauernde Gestalt heftete ihre Blicke unverwandt auf eine Stelle ihres Gemaches,

und Takeddin sah, als er seitwärts trat, einen häßlichen Zwerg, der neben einem großen Spiegel stand, auf welchen er von Zeit zu Zeit mit einem schwarzen Stabe deutete.

Unglückliche Jungfrau! rief Takeddin, von seinen Empfindungen überwältigt. Sehe ich Dich noch immer in dieser Verwandelung, wodurch boshafte Zaubermächte die zarte Blume deiner Schönheit zerstören? . . Höre meinen Schwur, trauernde Sultanin meines Herzens! Ehe die Sterne am nächtlichen Himmel blincken, will ich Dich befreien und rächen, wenn ein kräftiger Arm, und ein Muth, den das Feuer der Liebe entflammt, den Ausschlag geben können.

Der Tanz wurde nicht unterbrochen; aber Alle errötheten, wurden scheuer und verschämter in ihren Bewegungen, und wen-

deten ihre Blicke auf die Stelle, woher die laut gesprochenen Worte kamen. Selbst die reizende Jungfrau suchte mit ihren reiz-losen Augen, und streckte, als sie den jun-gen Helden gefunden, sehnsuchtsvoll ihre Arme gegen ihn aus. Takeddin wieder-hohlte seinen Schwur; die Jungfrau schien ihm mit freundlichem Kopfnicken Beifall zu winken, und warf ihm von dem gemahlten Munde ihres Larvengesichtes einen Kuß zu. Aber der Wanderer dachte an die vollen Rosenlippen, die er im Bade gesehen, und fühlte sich durch diesen bildlichen Kuß so glücklich, als ob es ihm wäre vergönnt ge-wesen, seinen glühenden Mund auf jene Lippen zu drücken.

Takeddin betrachtete den Thurm von allen Seiten, ohne eine Öffnung zu ent-decken, und berührte ihn dann an mehreren Stellen mit seiner Säbelklinge, in der Hof-

nung, daß sie ihm hier denselben Dienst leisten werde, wie bei der Stahlpforte; aber sie glitt kraftlos an der Fläche herab, und als er unmuthig zuletzt auf die kristallenen Wände loshieb, prallten die Schläge mit einer solchen Heftigkeit zurück, daß sein Arm gelähmt an seiner Seite heruntersanck.

Entschlossen, in der Nähe des Thurmes die entscheidende Stunde zu erwarten, suchte er eine Stelle, wo er gemächlich ruhen, und den unglücklichen Gegenstand seiner Theilnahme und seiner Liebe bequem betrachten konnte. Während dessen warf er seine Blicke wieder auf das obere Gemach des Thurmes, und sah, wie der häßliche Zwerg die Jungfrau unabläßig verhinderte, auf den schönen Wanderer herabzuschauen; wie er mit dem Spiegel heranrückte, und ihr denselben nahe vor die Augen hielt; wie er mit einem Lächeln, das zu Grinzen

verunglückte, sie liebkosen wollte, und als die Jungfrau unwillig ihn zurückstieß, trotzig drohend seinen Stab gegen sie erhob.

O du erbärmliches Ungeheuer! rief Takeddin mit Heftigkeit. Komm herab, wenn du so viel Muth, als Niederträchtigkeit hast, und du sollst meine Rache fühlen! Komm herab aus deiner Sicherheit, wo du, wie jeder Feige trotzen kannst! — Der Zwerg erschien freilich nicht, um sich mit Takeddin zu messen; aber dieser bemerkte, daß die Jungfrau mit wiederhohlten Winken auf eine Stelle des Felsenkreises deutete, welche der Stahlpforte gegenüber lag. Er glaubte den Wink richtig zu erklären, wenn er sich jener Gegend näherte. Noch einmal blickt er zurück, als er sich einige Schritte entfernt hat, und sieht, wie der Zwerg grimmig mit seinem Stabe auf den Boden schlägt, und alsbald die helle Be-

leuchtung des Thurmes von schwarzem Dunkel verschlungen wird.

Unmuthig, mit empörtem Herzen ging er auf die bezeichnete Stelle zu, und sah bald eine Öffnung in der Felsenwand vor sich, die in einen tiefen Gang führte, und einen matten Schimmer des Sonnenlichts ausstrahlte, welcher den Wanderer in der Dunkelheit geleitet hatte. Schnell stieg Takeddin herab, mußte sich lange durch einen Gang winden, wo er bald einen hellen Abglanz des Tageslichts zu sehen glaubte, bald in dichter Finsterniß tappte.

Endlich lag die lieblichste Landschaft vor seinen Augen, und überraschte ihn desto lebhafter, da die bisherigen Erscheinungen ihn nur an wilde oder groteske Gegenden gewöhnt hatten. Es war ein freundlicher Garten, mit mannigfaltigen Blumen, mit schattigen Gängen, mit blühenden und

fruchttragenden Bäumen, in der fröhlichsten Abwechselung, bedeckt; von erfrischenden Quellen durchschnitten, die sich bald durch dichtes Gebüsch schlichen, bald zwischen grünen Ufern hin rieselten, und in der Mitte einen kleinen See füllten, dessen Ufer mit Mirthen, Rosen, und anderm niedrigen Gesträuche eingefaßt war. Fröhliche Mädchen sprangen ihm beim Eintritte entgegen, und nöthigten ihn, mit freundlicher Zudringlichkeit, aus den Körbchen, die sie am Arme trugen, die köstlichsten Früchte auszusuchen, während schöne Knaben in eine kühle Laube ihn führten, wo reichgeputzte Sklaven ihm Rosenwasser zum Waschen darboten, und die Tische mit den feinsten Früchten und Backwerken, mit köstlichem Scherbet, und feurigem Schiraswein besetzt waren. Aber eingedenk seines Schwures berührte Takeddin nichts; obgleich ihm

die Erinnerung an die ausgesuchte Mahlzeit in der Wildniß, und den trefflichen Scherbetbach diese Entsagung zu einem Opfer machte.

Nachdem Takeddin diesen reizenden Aufenthalt nach allen Richtungen durchstrichen, und diejenigen Sinne, welche kein Schwur gebunden hielt, erfreut hatte, erblickte er eine kleine männliche Gestalt, die sich mit freundlichen Geberden ihm näherte. Er hielt dieselbe zuerst für einen Gespielen jener Knaben, und glaubte, sie wolle ihm wie diese, irgend eine neue Annehmlichkeit dieses Paradieses entdecken; aber bald bemerkte er in der Nähe an den ausgebildeten Gesichtszügen, in welchen feine Klugheit lag, daß hier eine vieljährige Erfahrung wohne. Der Körper des kleinen Mannes war nach den schönsten Verhältnissen gebaut, und wurde von einem falti=

gen Purpurkleide bedeckt; die zarte Verschmelzung des Kindlichen und Männlichen in dieser Gestalt gab ihr etwas Auffallendes, aber auch einen unwiderstehlichen Reiz. Blonde Locken umflossen die heitere Stirne und die blühenden Knabenwangen, und fielen tief auf die Schultern herunter; ein sanft gekräuselter Bart wallte herab auf den Gürtel, an welchem eine goldene Betelbüchse hing, der fleißig zugesprochen wurde.

Friede sey mit Dir, und Ruhm, o Held! redete die interessante Gestalt den Wanderer an. Wo Almesira's Zepter herrscht, da bist Du willkommen.

Ich bin dieser edlen Herrscherin schon großen Dank schuldig, erwiederte Takeddin. Kannst Du mir nicht mehr von ihr sagen? Von denjenigen, die wir verehren und lieben, wünschen wir Etwas mehr, als den bloßen Namen zu wissen.

Ich kann Deine Neugierde befriedigen, fuhr Jener fort. Folge mir, edler Jüngling. Ich weiß, die lieblichen Gaben dieses Gartens führen Deine Standhaftigkeit nicht in Versuchung; aber Ruhe darfst Du genießen, und sie wird Dir nöthig seyn, um das Werk, so dich noch erwartet, rühmlich zu enden.

Takeddin wurde von dem kleinen Manne in einen zierlich gebauten Dom geführt, welcher in einem an den Garten stoßenden Palmenwalde lag. Nachdem sich Beide auf den Sofa gesetzt hatten, hob der Kleine an: Ich merke, Du betrachtest mich mit Verwunderung, und scheinst meinen kleinen Wuchs mit meinem Alter nicht wohl vereinigen zu können. Unter Euch Menschen findet freilich oft ein kleiner Geist eher Verzeihung, als ein kleiner Körper. Nicht so bei uns. Wir betrachten den Körper

als ein Hinderniß und eine Schranke des Geistes; je weniger also, desto besser. Wisse nun, ich gehöre zu den Genien, und zwar zu der Zahl derer, welche die Herrschaft der weisen Almesira, und den Aufenthalt in ihren reizenden Gärten dem einförmigen Leben in Dschinnistan *) vorziehen. Und diese weise Almesira — fuhr der Genius fort, nachdem er ein neues Stück Betel aus der goldenen Büchse gehohlt hatte, ist eine der mächtigsten und berühmtesten Feen, deren Hauptangelegenheit es immer gewesen ist, die unterdrückte Unschuld durch ihren Beistand zu stärken.

So hat sie auch ohne Zweifel, fragte Takeddin, die reizende Zoraide in ihren Schutz genommen? Ich meine jene unglück-

liche

*) Dschinnistan — das Feen- und Geister-Land der Orientaler. Es umgiebt die Welt.

liche Jungfrau im kristallenen Thurme, die von feindseeligen Mächten eine so grausame Beleidigung erfahren?

Deine Vermuthung ist richtig, antwortete das kleine Männchen.

Du scheinst sehr genau von allen diesen Dingen unterrichtet zu seyn. Erkläre mir doch das traurige Schicksal dieser unglücklichen Jungfrau. Sage mir vor allen, welche Gewalt hat jener verwegene Zwerg über sie, der ihr im kristallenen Thurme so unbescheiden begegnet?

Dieser Zwerg, versetzte lächelnd der Genius, ist von dem Zauberer, der Zoraiden verfolgt, zu ihrem — Bräutigam bestimmt, wenn sie vor Ablauf des neunten Jahres ihrer Leiden keinen Retter gefunden hat. In drei Tagen sind nun die neun Jahre zu Ende.

Was? fuhr Takeddin auf, dieses scheuß-

liche Ungeheuer sollte seine verdammten Arme um diesen zarten Leib schlingen? Nein, nimmermehr! so lange dieser Arm nicht erstorben ist.

Braver Held! sprach der Genius, groß ist des Zaubers Macht, und des Schicksals Spruch unwiderruflich.

Und soll sie in dieser unseeligen Verwandlung in die Arme des Ungeheuers geliefert werden?

Glaube das nicht, erwiederte Jener. In dem Augenblicke, wo sie die Gattin des häßlichen Zwerges wird, hört die Gewalt der Zauberei eben so gewiß auf, als ob ein glücklicher Held die Bedingung der Entzauberung erfüllt hätte.

Und diese Bedingung ist? fragte Takeddin mit Lebhaftigkeit.

Daß er Unverträgliches vereinige.

O das habe ich leider schon oft hören

müssen! rief Takeddin ungeduldig. Willst Du es mir nicht deutlicher sagen? Was soll denn vereinigt werden?

Edler Jüngling, versetzte der Genius, ein ehrwürdiges Orakel sagte uns vor vielen Jahren, diese Bedingung könne nur ein junger Held erfüllen, der aus den Hütten armseeliger Hirten hervorgegangen sey, und sich durch eigene Kraft den Weg des Ruhmes gebahnt habe. — Du bist ein solcher Held, fuhr der Kleine nach einer Pause fort: Du hast hier schon mehr gethan, als Deine neun und achtzig Vorgänger, welche beim ersten Anlauf scheiterten, und ihr Mißgeschick in der harten Dienstbarkeit des Zauberers büßen. Es kommt nur noch darauf an, daß Du im entscheidenden Augenblicke — glücklich bist. Mehr darf ich Dir nicht sagen.

Du giebst und nimmst mir Hoffnung,

sprach der Jüngling. Kann ich bei allem Muthe, bei allem Eifer, der mich treibt, Unmögliches möglich machen? Und welches Schicksal erwartet den unglücklichen Wager?

Du hast auf Deinem Wege eine Allee von Sphinxen gefunden. Diese ist, die Beiden ausgenommen, welche die feurigen Ketten umschwangen, allmählig aus Deinen unglücklichen Vorgängern entstanden. Du wirst auch gesehen haben, es ist gerade noch eine Stelle im Anfange der Reihe offen.

Die man mir bestimmt hat? fragte Takeddin.

Wenn Du unglücklich bist, so wirst Du sie freilich ausfüllen müssen.

Erzähle mir, freundlicher Genius, wie hat die beklagenswerthe Zoraide den Unwillen des boshaften Zauberers gereizt?

Sehr gern, erwiederte der Genius, denn

das ist mir nicht verwehrt. Nur erlaube mir, daß ich das Stückchen Betel erst auskaue, das ich im Munde habe. — Höre nun! fuhr er nach einer Pause fort. Der Sultan der blauen Gebirge regierte viele Jahre in glücklicher Ruhe, und um alle Freuden über sein Leben auszugießen, hatte ihm seine geliebte Benerzade eine Tochter gegeben, die schon in zarter Jugend die Schönheit der Mutter zu verdunkeln versprach. Es war die unglückliche Zoraide. Die Fee Almesira, welche immer die treue Freundin, und die weise Rathgeberin der Eltern gewesen war, hatte jene holde Blume der Schönheit ihrem Sohne zugedacht, welchen Du in dem schönen Papagei kennen lerntest. Als er das liebliche Kind eines Tages Schmetterlinge haschen sah, verwandelte er sich augenblicklich in einen azurblauen Schmetterling mit

goldbesäumten Flügeln, um sich von den sanften Händen berühren zu lassen, und wurde seit diesem Tage von heftiger Liebe gegen Zoraiden entzündet. Aber seine edle Mutter gab alsbald ihren Plan auf, da ihr einst der Sultan entdeckte, daß er seiner Bundesgenossin, der Königin der sieben Seen, schon lange versprochen habe, ihren Sohn Almenor mit Zoraiden zu verbinden. Ja, sie ging so weit, daß sie ihren Sohn von seiner Leidenschaft heilte, und seine Gefühle für Zoraiden zu der uneigennützigsten Freundschaft herabstimmte. Dem Sultane versprach sie, die Verbindung, welche er wünschte, nach allen Kräften zu befördern; aber sie verhehlte auch ihre Besorgnisse nicht, daß der mächtige Zauberer Mussabelin diese Gelegenheit benutzen werde, sich an der Königin der sieben Seen zu rächen, weil sie einst seine

Liebe verschmäht hatte. Diese Königin besaß, wie Almesira aus ihren Büchern wußte, in einem schönen Smaragd einen kräftigen Talisman, der gegen alle Zaubergewalt schützte, und dessen Macht nur von zwei Stäben, dem schwarzen und dem weissen, die Du gesehen hast, übertroffen wurde. Diese kostbaren Stücke hatte Mussabelin der edlen Fee vor kurzem durch schändliche List entwendet.

Die Gelegenheit zur Rache kam noch früher, als Almesira vermuthete. Die Königin der sieben Seen hatte nehmlich an einem ihrer Nachbarn einen unversöhnlichen Feind, der schon oft, aber immer mit großem Verluste, sie bekriegt hatte. Aufgereitzt durch Mussabekin, mit welchem er lange in genauer Verbindung stand, fiel er plötzlich, so wohlgerüstet, und mit solcher Macht, als nie vorher, der Königin in's Land.

Diese war zu wenig vorbereitet, und ihr Feind hatte einen zu kräftigen Beistand, als daß sie einer großen Niederlage hätte entgehen können. Ihr Bundesgenosse, der Sultan der blauen Gebirge, eilte ihr zu Hülfe; aber auch diese vereinigte Macht war nicht stark genug, den Feind abzuwehren, welchen Mussabelin durch alle Hülfsmittel seiner Kunst unterstützte, und der Sultan theilte das Schicksal seiner Bundesfreundin: beide Länder wurden verheert, und ein großer Theil ihrer Bewohner unglücklich gemacht.

Damit war der boshafte Zauberer noch nicht zufrieden. Er entführte der Königin ihren geliebten Sohn, und kränkte sie dadurch so empfindlich, daß sie ihr Unglück nicht lange überlebte. Dem Sultan aber ließ er Frieden und Freundschaft bieten, wenn Zoraide seinem Sohne ihre Hand

geben würde, und als dieser Antrag nicht auf der Stelle angenommen wurde, schwur er schreckliche Rache. Er hatte erfahren, daß Zoraide, die damals kaum noch zehn Jahre alt war, aber schon großen Verstand zeigte, lebhaft gegen seinen Antrag gesprochen, und ihrem Vater erklärt hatte, sie könne Niemand lieben, als ihren Gespielen, den schönen Prinzen Almenor. Dafür drohte er ihr empfindliche Züchtigung, und ich muß gestehen, er hätte ein weibliches Gemüth nicht tiefer verwunden können; denn die Zerstörung ihrer Schönheit ist gewiß das größte Unglück, das den Frauen begegnen kann.

Damit weißt Du Alles, schloß das kleine Männchen seine Erzählung. Den Sultan, die Sultanin, und die vornehmsten Weßire hast Du in den seltsamen Felsengestalten gesehen; die beiden ersten sind immer im

Begriff Felsenblöcke zu schleudern, und die Weßire rennen auch noch in ihrer Verwandlung mit den Köpfen gegen einander. Die Kammerfrauen der Sultanin und Zoraidens hast Du in den webenden Jungfrauen, und in den unermüdeten Tänzerinnen wiedergefunden. Vom Aufgange bis zum Untergange der Sonne müssen sie hier unaufhörlich tanzen, und man sagt, Mussabelin käme oft mit seinem Sohne auf einen der nahen Felsen, um sich an dem lieblichen Anblicke der unverhüllten Reize zu ergötzen; von Sonnenuntergang bis Mitternacht dürfen sie ruhen, um ihr Unglück und Zoraidens Schicksal zu beweinen, und sich zu den neuen Leiden zu stärken, welche jedesmal sieben von ihnen an den Weberstühlen finden.

Der Genius griff begierig nach seiner Betelbüchse, die er so lange ruhen lassen

mußte, und steckte ein großes Stück in den Mund; aber Takeddin störte ihn bald wieder durch die Frage: Du hast vergessen, mir von dem Zauberspiegel zu sagen, wovon ich Einiges gehört habe. Und womit füllt Zoraide die Stunden vom Untergange bis zum Aufgange der Sonne?

Erinnerst Du Dich der Heuschrecke? versetzte der Genius.

Unglückliche Zoraide! rief Takeddin lebhaft. So wird Deine himmlische Schönheit verunstaltet und herabgewürdigt? Und ihre Verfolgerin, die hellblaue Schlange?

Mussabelin belustigt sich alle Abend einige Stunden mit dieser Jagd, sprach das kleine Männchen. Ist er müde, oder wird er so gestört, wie Du ihn störtest: so wird Zoraide früher erlöst; sonst aber muß sie bis Mitternacht warten. Dann hat sie ein paar freie Stunden im Bade, wie Du

wissen wirst, schöner Jüngling! setzte der Genius lächelnd hinzu.

Takeddin erröthete, und hob nach einer Pause wieder an: Und der Zauberspiegel?

Mussabelin ist kein Stümper in der Kenntniß der Herzen. Er weiß es wohl, daß Zoraide nach einer solchen Pause den Verlust ihrer schönsten Reize desto schmerzlicher empfinden muß. Aus derselben Ursache zum Theil hat er auch den Zauberspiegel in ihrem Gemache aufhängen lassen. Wenn nehmlich die arme Prinzessin ihren häßlichen Kopf lange genug darin betrachtet, und mit den unverhüllten Schönheiten ihrer Gestalt verglichen hat: so berührt der boshafte Zwerg den Spiegel mit seinem Stabe, und alsbald sieht Zoraide neben dem Bilde ihrer Verunstaltung das Bild ihres schönen Kopfes, so reizend, als ihn die glatte Fläche des Wassers ihr zu-

rückstrahlt, und als Du ihn gesehen hast. Aber es hat mit diesem Spiegel noch eine andere Bewandniß; denn sonst würde Mussabelin seiner unglücklichen Feindin vielleicht mehr angenehme Augenblicke lassen, als er Willens ist. Sieh, wenn der Zwerg den Spiegel nahe vor Zoraidens Augen bringt: so sieht sie sich, im Glanze ihrer Schönheit, in den Armen des kleinen Ungeheuers.

Bei diesen Worten erhob sich der Genius, und fuhr dann fort: Ich lasse Dich jetzt allein, edler Held. Überlaß Dich unbesorgt der Ruhe in diesem kühlen Gemache; kurz vorher, ehe die Feuerkugel der Sonne das Bette des Ozeans sucht, wirst Du erwachen. Gehe dann, wohin Deine Schritte Dich leiten; wenn Du glücklich bist, so wirst Du dahin kommen, wo Deine Gegenwart nöthig ist.

Der Genius entfernte sich schnell; aber Takeddin konnte die Ruhe nicht sogleich finden, welcher er so sehr bedurfte. Die seltsamen Abentheuer, die ihm begegnet waren, gingen vor seiner Seele in bunter Verwirrung vorüber; Hoffnung und Besorgnisse erhoben und drückten wechselnd sein Herz, und er suchte vergebens die geheimnißvollen Worte zu deuten, worin die leidige Bedingung verborgen lag. Endlich aber fühlte er sich unwiderstehlich von dem Schlummer überwältigt, der ihm allerlei Träume zuführte: bald kam ihm Zoraide im vollen Blüthenschmucke ihrer Schönheit mit heiterer Miene entgegen; bald fand er sich in der Nähe der Sphinxenallee und sah den Zauberstab Mussabelins gegen sich aufgehoben, während sich die jammernde Zoraide in den Armen des scheußlichen Zwerges sträubte.

Mitten in diesem Traumgesichte wachte er auf, und sah am Eingange des Doms die Strahlen der scheidenden Sonne zittern. Schnell erhob er sich, und eilte hinaus. Aber wohin? Zurück durch die Öffnung, welche ihn in den reizenden Garten geführt hatte, und ihn wieder in die Nähe des kristallenen Thurmes bringen mußte: das war sein nächster Gedanke, und mit geflügelten Schritten eilte er voran. Tiefer und tiefer sank die Sonne, und eine Minute noch, so war sie völlig von dem Rande der Gebirge bedeckt. Rascher schlug sein Herz; rascher eilte sein Fuß. Jetzt kam er an's Ufer des Sees in der Mitte des Gartens; er sah nur noch einen kleinen Bogen der glutrothen Sonnenscheibe, und jetzt war auch dieser hinabgesunken.

Er verdoppelte noch einmal seine Schritte, um die Felsenöffnung zu erreichen; aber in

diesem Augenblicke springt die Heuschrecke vor ihm auf, welche von der hellblauen Schlange lebhaft verfolgt wird. Von den Empfindungen, die dieser Anblick in ihm aufregte, zu heftig ergriffen, verlor er beinahe die Besonnenheit seines Gemüthes; allein bald gefaßt, und nur von Wuth und Rache bewegt, zog er schnell seinen Säbel, und spaltete die Schlange, die zischend ihren Kopf gegen ihn erhob, bis auf die Mitte ihres Leibes.

Er sah nun dasselbe Schauspiel, das ihn schon einmal überrascht hatte. Eine grüne Flamme umwehte die Säbelklinge; aber größer, als das erstemal, bedeckte sie fast deren ganze obere Hälfte.

Schnell, trefflicher Säbel! Rathe mir! rief Takeddin, und wollte die Spitze der Klinge auf die Spiegelfläche des Sees setzen; aber plötzlich kam ihm der erleuchtete Gedanke.

So vereinige sich dann das Unverträgliche! rief er laut, und theilte mit dem flammenden Säbel die ruhigen Fluten. Plötzlich wurde hier das Wasser aufgewühlt, Woge thürmte sich auf Woge, der Sturm rasete über die ganze Oberfläche des Sees, ein wilder Donner erschütterte die Lüfte, deren heiteres Blau von furchtbarer Dunkelheit eingehüllt wurde. Nach einigen Minuten erfolgte eine feierliche Stille, der Himmel wurde wieder hell und heiter, laute Freudentöne bewegten die Luft, und Takeddin sah einen goldenen Wagen, den sechs schneeweisse Schwäne durch den ruhigen Äther zogen. Der Wagen senkte sich herab. Zoraide saß in strahlender Schönheit an der Seite einer edelgebildeten Frau, und ihr gegenüber die ehrwürdigen Gestalten des Sultans und der Sultanin. Zu gleicher Zeit erschien

eine lange Reihe von Jungfrauen, die zerrissene schwarze Schleier mit lautem Freudenrufe erhoben, und von einer andern Seite her kamen neun und achtzig Jünglinge von edler Gestalt, welche Takeddin als ihren Befreier priesen.

Heil Dir, glücklicher Held, rief Almesira, die den weissen und den schwarzen Stab in der Hand hielt — Heil Dir glücklicher Held, den Mussabelin unter niedere Hirten verstieß, um seinen Verderber in Dir erziehen zu lassen. Heil Dir, Prinz Almenor!

Überrascht sah dieser bald auf jene Gruppen, bald auf die Aussteigenden, und eilte dann Zoraiden entgegen auf deren Wangen die höhere Glut der Freude und der Liebe brannte.

Sei mir willkommen, o Du Gespiele meiner Kindheit! Willkommen o Held, den ich schon lange in glücklichen Träumen

sah! Sey mir gesegnet, mein Retter! rief sie lebhaft und schloß ihn an den klopfenden fessellosen Busen.

Prinz Kanzedir.

Den unstäten Wanderern, welche aus Habsucht, Neugierde oder aus Unzufriedenheit mit ihrem Vaterlande, sich berufen glauben, die fernsten Zonen des Erdballs zu durchstreifen, glänzte sonst, von den Zinnen des Kaukasus her, ein prächtiges, mit schönen Façaden verziertes, und mit vergoldeten Kuppeln prangendes Gebäude entgegen, das sie mit Erstaunen und Verwunderung erfüllte.

Dort soll, nach den Sagen der Urwelt, die holdselige Fee Panagathe ihren Aufenthalt immer gehabt, und von dort her soll

sie das Gute, Liebe und Edle, das der Menschheit Zierde je gewesen, mit majestätischer Milde und frohem Herzen den Sterblichen gespendet haben. Ihre Schönheit und tugendsame Denkart hatten ihr die Gunst eines Peri auf ewige Zeiten erobert, und die schönsten Tage, welche die Liebe zu schaffen vermag, wurden dort in jener hohen Luftregion, von der edlen Panagathe verlebt.

Nie würde die Freuden dieses himmlischen Aufenthalts jemals eine trübselige Stunde gestört haben, wenn die Gebieterin desselben nicht das Herz einer Sterblichen besessen hätte und daher, bei der von ihrem Peri ihr verliehenen höheren Macht, es nachdrücklicher empfinden mußte, wie sie diejenigen nicht den strengen Schlüssen des unerbittlichen Schicksals zu entreissen vermögend war, für welche die süßen Bande

der Verwandtschaft ihr große Theilnahme und mütterliche Sorgfalt geboten.

Schon lange hatte keiner aus dem Kreise ihrer Höflinge, dessen kleinste Zierde Grazien, Genien, Amoretten und Zephire waren, an ihr einen düstern Blick bemerkt, der ihre sanften, schönen Züge entstellte, oder einen innern Kummer, der ihre süßen und bezaubernden Worte verstimmte. Alles mußte daher in Bestürzung gerathen, als einst an einem lieblichen Morgen, den ein heiterer Himmel verherrlichte, sich die schöne Gebieterin des schönsten Aufenthalts niedergeschlagen und in Kummer versenkt, bei ihrem zahlreichen Gefolge einfand, das ihr auf einem frisch begrünten Rasen entgegensah, und frohen Sinnes zu ihrem Empfange bezaubernde Gesänge anstimmte. Alles erschrack und verstummte, keiner wagte es der Gebieterin näher zu treten, jeder

fürchtete durch eine Frage ihren Kummer zu vergrößern. Endlich sammelte sie mit einem Wink ihre vertrauten Gespielinnen um sich her und von diesen wagte es endlich Eine das Wort zu nehmen, und ihrer Gebieterin die Ursache ihres Kummers abzufragen.

Das Ausbleiben Kanzedirs meines Neffen beunruhigt mich sehr," begann Panagathe mit gerührter Stimme. »Schon gestern glaubte ich, daß er von seiner Reise zurückkommen würde, und noch erfahre ich nichts von ihm. Muß mir dieser Jüngling bei jeder Gelegenheit Kummer machen? Will es das Schicksal so? — Von den übeln Eigenheiten, mit denen er geboren ward, hab ich ihn, trotz der Sorgfalt, die ich seiner Jugend weihete, nicht befreien können. Das Reisen dürft' ihn auch nicht viel gebessert haben. Er theilt dies Schick-

sal vielleicht mit manchem auf Reisen gegangenen Großen. Von seiner Rückkunft versprech' ich mir nicht viel Freude. Indeß sein Außenbleiben kümmert mich — Er ist mein Neffe und — «Hier hielt die Fee inne. Ihr Scharfblick entdeckte etwas in der Ferne hinter einer Staubwolcke. Sie heftete fest ihren Blick dahin. »Endlich seh' ich Kanzedir« rief sie freudenvoll. »Hier, meine Gespielinnen, kommt er schon den Weg hinangesprengt. Wir wollen ihm doch entgegen.«

Es war wirklich Kanzedir, den aber mit solcher Pfeilesschnelle sein Pegasus trug, daß er, ehe noch Panagathe ihm einige Schritte entgegen war, schon vor ihr stand. Düster war sein Blick, zerstört sein Äußeres. Er gähnte aus weitem Rachen, reckte die Hände, brummte etwas unter dem Bart und warf sich ungestüm auf einen Rasen.

Freundlich reichte ihm Panagathe ihre Marmorhand zum Willkommen und den Rosenmund zum Kusse. Jene stieß er von sich, diesem grinzte er entgegen.

»Was fehlt Dir Neffe?« redete sie ihn sanft an.

Element! Was mir fehlt? erwiederte er.

»Hat die Reise Dich ermüdet?«

Die Reise mich ermüdet? die Welt ist für mich zu klein. Bei allen Stürmen des Ozeans! mich so etwas zu fragen.

Aufgebracht sprang er von seinem Sitze, eilte in sein Gemach, warf seinen Wams von sich, lief im Zimmer auf und ab und fiel endlich ermüdet auf einen Divan zurück, wo ihn ein fester Schlaf überraschte.

Mit leisem Schritte nahete sich ihm die Fee und ließ sich an seinem Lager auf einen Sessel nieder. Die Verzuckungen, die Bewegungen und die Seufzer, welche er

hören ließ, verriethen ihr an ihrem Neffen einen innern Kampf, in welchem er mit sich war. Während des Schlummers begann die Einbildungskraft in ihm sich lebhafter zu regen. Abenza! rief er, grausame Abenza! dies ist Dein Werk — Fort Kanzedir — Dir selbst aus den Augen. — Ein Dolch! — Hier hob er sich ungestüm von seinem Lager, streckte seinen Arm aus und stieß mit solcher Gewalt einen ihm nahe stehenden Sessel von sich, daß ein Zwerg, welcher ihm eben einige Erfrischungen bereit stellen wollte, von demselben bewußtlos zu Boden geworfen ward und eine Spiegelwand, gegen die er flog, in Trümmer fiel.

»Kanzedir?« rief Panagathe erschrocken, »was fehlt Dir? Beruhige Dich.«

Abenza! meine Abenza! rief er entzücket und halb wachend, sprang von seinem

Lager auf, und fiel Panagathen um den Hals. Endlich sah er sie stier an. Nein! Sie ist es nicht, rief er schluchzend. Ach! das Schicksal will mich nicht glücklich sehen. — Er sank auf seinen Sitz verzweifelnd zurück. Tantchen! Tantchen! rief er, ich sterbe —

»Welche Grille!« fiel Panagathe in beruhigendem Tone ein. »Alle Macht, welche mir das Schicksal verliehen, alle Kräfte der Natur, die unter meiner Bothmäßigkeit stehen, will ich in Bewegung setzen, Dir zu helfen. Was quält Dich?«

Ach! Deine Macht! Was hat diese für mein Heil bis jetzt gethan? — was hilft mir alle Kraft mich den höheren Kreisen der Geisterwelt nähern und die tiefsten Geheimnisse der Schöpfung mir entfalten zu können? Was der Heldenmuth, der mich ganzen Heeren von Räubern furchtbar

macht? die ausdauernde Tapferkeit, die keine Gefahren scheuet, der Unschuld hülfreiche Hand zu bieten? Was hilft das Alles mir. Die Welt bewundert mich. Ich laß überall zurück den Ruf eines mächtigen, großen Mannes; es lodert vielleicht da oder dort noch auf einem Altar von einem Opfer, das mir der Aberglaube oder die Dankbarkeit dargebracht; es erinnert vielleicht hier und da ein marmornes Denkmal den vorbeistreichenden Wanderer an eine meiner Großthaten: allein für sich findet der arme Kanzedir keine Ruhe. — Achtung, Ehrfurcht, Freundschaft versagt mir kein Sterblicher. Allein Liebe — Liebe, diese sanfte beseeligende Empfindung — ach! diese bin ich nicht vermögend, in einem sterblichen Wesen aufzuregen.

Wenn ich so auf meiner großen Wanderung es oft bemerkte, wie manche Sulta-

nin einem Sklaven die herzlichsten Gefühle weihete, nach denen ich, der aus Fürstenblut Entsprossene, vergebens schmachte, da wurmte es in mir. Ich konnte mich lange, lange deshalb beruhigen, ich ertrug mein Schicksal geduldig und standhaft. Aber — seitdem ich Abenza gesehen, seitdem ihre großen schwarzen Augen mich getroffen, glimmt ein Feuer in mir, das keine Geduld, keine Selbstüberwindung zu bändigen vermag. Nein! die Flamme, die Abenza in mir angefacht, werde ich nur in ihrem Besitz oder mit meinem Untergange verlöschen sehen.

O känntest Du, Tantchen, Abenza! Es würde Dir äußerst kränkend sein, nicht im Besitz der Kraft Dich zu sehen, Deinen Neffen in einer leidlichern Gestalt erscheinen lassen zu können. Betrachte mich, sieh mein Äußeres, diese blinzenden Augen, die-

sen fletschenden Mund, dies struppigte Haar, den höckerigen Wuchs, den plumpen Fuß, die kreischende Stimme, kann dies in einem Manne vereinigt ein Weib, ein Weib wie Abenza einnehmen? — Und ich liebe Abenza, liebe sie wie man noch nie geliebt. Wär' ich doch wohlgestaltet! Alles gäb' ich darum, was Deine Macht, Tantchen, mir angedeihen lassen könnte Alles! — Abenza wär' mein, mit ihr des Sultans Albinalis Thron, und der Glücklichste der Sterblichen wär' ich.

Aber itzt, grausames Schicksal! Abenza verachtet mich, weist mich von sich, liebt einen Andern, zieht einen elenden Emir, der kaum einige Parasangen Landes zum Erbe hat, mir, dem Fürstensohn, dessen Macht keine Gränzen kennt, vor — Ich verzweifle.

Eine Thräne des Mitleids entfiel der

edlen Panagathe. Sie kannte die große Gewalt derjenigen Leidenschaft, von welcher sie ihren Neffen hingerissen sah. Doch was konnte sie thun? In ihrer Macht stand es nicht, den Bestimmungen der Natur vorzugreifen, sie konnte nicht den Fügungen der Wesen eine andere Richtung geben. Im großen Buche des Schicksals stand es verzeichnet: Kanzedirs Gestalt soll kein weibliches Herz erobern und man mußte nicht häßlicher als Kanzedir sein, um den Ausspruch des Schicksals in Erfüllung zu bringen.

Panagathe dachte nur auf Mittel seine Leidenschaft zu mäßigen. Durch Zerstreuungen und neue Bekanntschaften hoffte sie seiner auf Abenza hingewurzelten Einbildungskraft eine andere Richtung zu verleihen und allmählig die Flammen der Liebe zu mildern, die ihn zu verzehren droheten.

Sie widersprach keinesweges seinen leidenschaftlichen Äußerungen, sie schien sie vielmehr zu billigen .»Wenn Abenza,« sagte sie ihm, »ein Weib ist, das ihrem Geschlechte eine solche Zierde verleihet, so ist sie es werth von Dir geliebt zu werden. Verzweifle nicht, Neffe! die Zeit, meine Macht wird vielleicht bei ihr etwas für Dich vermögen.«

Das wolle das Schicksal! erwiederte Kanzedir und hohlte einen tiefen Seufzer.

»Sei ein Mann. Es ist die erste Liebe die Du pflegst und diese plagt uns Sterbliche am heftigsten. Veilleicht will das Schicksal Deine Geduld prüfen. Vielleicht hat es für Dich eine Würdigere — «

Hier merkte Kanzedir wo Panagathe hinaus wollte. Wie? Was? — rief er aufgebracht. Ein ganzes Heer Feen und Dich obendrein gäb' ich um Abenza —

So lieb' ihr der Neffe war, so sehr sie sich verpflichtet hielt seinem jähzornigen Temperamente manches nachzusehen, mußte dies Geständniß doch ihre Eitelkeit ein wenig kränken. Sie ward ernsthaft, faßte sich und mit erhabener Stimme fiel sie ein: »meine Geduld kennt gegen Dich zwar keine Grenzen, aber Du gehst zu weit. Dich von deinem Verderben zu retten, muß ich gegen Dich strenger sein als ich — »Bei diesen Worten wollte Kanzedir noch lauter seinen Unwillen äußern, allein Panagathe winkte mit ihrem Zauberstabe, weg war seine Sprache, sein Bewußtsein versiegte, ein sanfter Schlummer bemeisterte sich seiner, die angenehmsten Bilder füllten seine Träume. Nach einigen Stunden erwachte er endlich. Er fühlte sich leichter, die Ruhe hatte seine Lebensgeister gestärkt, und dies schuf in seinem flüchtigen Ideengange einen sol-

chen Grad von Ordnung, daß ihm einige laute Äußerungen über sein Benehmen gegen Panagathe entfuhren.

Dies war was Panagathe erwartete, und sie trat nun wieder mit froher Stimmung und heiterer Miene zu ihm; fragte ihn nach seinem Befinden und fügte endlich hinzu, daß er von ihrer Seite alle mögliche Hülfe, ihn von einer verzehrenden Leidenschaft zu heilen, erwarten könne.

Den düstern Blick, mit welchem er bei diesen Worten Panagathe zu treffen schien, suchte sie sogleich durch einen Zauber zu verscheuchen, den sie mit einem Wink herbeiführte. Ein Frühstück, das nichts für den Gaumen zu wünschen übrig ließ, stand plötzlich vor Kanzedir. Sylphen in rosenfarbigen Gewändern reichten ihm die edelsten Getränke und Amoretten mit goldenen Schwingen gegürtet, umgaukelten mit dem

feinsten Backwerk seinen Sitz. Von Ferne her entzückte sein Ohr die Harmonie der Sphären, und um seinen Sinnen ein vollständiges Schauspiel zu gewähren sah er im Hintergrunde, eine Anzahl jugendlicher Schönen in wirbelnden Kreise sich bewegen, von denen jede den Grazien selbst noch einige Reize leihen konnte.

Scharf nahm Panagathe nun ihren Neffen ins Auge, sie beobachtete einen jeden seiner Blicke, um abzusehen, welchen Eindruck dies Schauspiel auf ihn machte; allein sie fand seinen Blick fest, er schien kalt, ungerührt, und endlich rief er mit einigem Nachdruck: Ach, Tantchen: Alle diese reizende Schönheiten verdunkelt Abenza. Abenzas Bild findet für mich nicht seines Gleichen.

Panagathe wollte seine Einbildungskraft nicht im höheren Grade zu sich kom-

men lassen. Kaum fand sie, daß dieser Zauber ihn erschöpfte, so suchte sie ihn mit einem andern zu verfolgen.

Auf einen ihrer Winke drängte sich ein Haufe Genien, Satyren und Faunen um Kanzedir. Alles ward mit Eifer zu einer Jagdpartie vorbereitet, die ihres Gleichen noch haben soll. Von allen Seiten ertönten Hörner und Posaunen, das Wild aufzuschrecken, und in schönster Mannigfaltigkeit versammelte sich Panagathe's Hof, den Zeitvertreib zu vergrößern. Die schönsten Pferde, die gelehrigsten Kuppeln wurden herbeigeführt, und ehe man sichs versah, eilte Alles in schönster Ordnung, zu dem nahegelegnen weitläuftigen Jagdrevier. Kanzedir war nicht der letzte, und die Fee war sehr geneigt aus seinem Äußern abzunehmen, daß dieser Zeitvertreib Veranlassung sein dürfte, seiner Einbildungskraft eine andere Richtung zu geben.

Die Jagd begann. Kanzedir scheuete keine Gefahr. Kleines und großes Wild nahm er mit gleichem Muth auf die Spur und beinahe bis zum hohen Mittag war er unermüdet im Verfolgen. Endlich ward zum Rückzuge in die Hörner gestoßen. Kanzedirs Roß ward aufgeschreckt, ging mit ihm durch, und führte ihn gegen einen Ast, der ihn so verletzte, daß er bewußtlos vom Pferde sank.

Glücklicherweise ereignete sich dieser Vorfall nicht fern vom Sammelplatze der Theilnehmer der Jagd. Man eilte daher Kanzedir gleich zu Hülfe, Alles drängte sich um ihn. Panagathe war außer sich, als sie ihren Neffen in diesem Zustande erblickte. Von allen Seiten wurden Mittel herbeigeholt, ihn zu ermuntern, und die vereinigte Sorgfalt bewirkte es endlich, daß er wieder zu sich kam. Er ward so-

gleich in sein Gemach gebracht, wo eine kurze Ruhe ihm zwar sein völliges Bewußtsein wiedergab, aber in ihm zugleich den Gedanken an einen Gegenstand aufregte, den Panagathe in ihm verwischen wollte.

»Ich muß gestehen Tantchen!« waren seine ersten Worte als er sich erholt, »Ich habe mich belustigt, es war Alles schön, sehr schön. Allein mein letzter Unfall, wahrlich! wär mir bei Abenza nicht begegnet. Nein Tantchen! Gewiß nicht.« Seufzte er tief. Gleichsam eine düstere Wolke verbreitete sich über sein Gesicht. Das schönste Mittagsmahl, bei welchem alle Genien des Lebensgenusses den Vorsitz hatten, und alle ihre Kräfte gegenseitig aufboten, die Freuden der Tafel zu erhöhen, konnte ihn nicht in bessere Laune versetzen. Alles suchte Panagathe vor, um seine Einbildungskraft während desselben zu beschäfti-

gen, allein nichts konnte sie von ihrem Rückfall abbringen. Indem ihn alle Reitze der Tafel umgaukelten, beschäftigte ihn nur der Gedanke: Keine Abenza, keine Freude.

Äußerst gerührt war die gute Fee von seinen Leiden, und sie machte es sich neuerdings zur Pflicht, ein Mittel hervorzusuchen, sie für ihn zu mildern.

Sie winkte, und zwanzig Genien entfernten sich, und nahmen ihren Flug nach den entferntesten Regionen. Bei allen Feen verkündeten sie für diesen Abend einen Maskenball, den sie mit ihrer Gegenwart bei Panagathen verherrlichen sollten.

Der Abend kam mit großen Schritten herbei und von allen Seiten sah man in Lüften die wohlthätigen Gebieterinnen der Peris herbeieilen. Keine erschien ohne Begleitung einiger schönen Jünglinge oder

Mädchen, die sie dem Schooße des fürstlichen oder bürgerlichen Haushalts entzogen, um ihnen ihre Tugenden einzuflößen, und in ihnen den Menschen neue Werkzeuge des Wohlwollens zu schaffen.

Lärmend war das Gewühl und mannigfaltig der Anblick der in tausendartigen phantastischen Gestalten sich herandrängenden Menge. Sie wogte dahin wie eine brausende Flut, und füllte die Luft mit einem vollstimmigen Gemurmel. Alles vereinigte sich endlich in einem großem Saal, der alles Schöne, Wunderbare und Prächtige, das je Menschenhände auf ein solches Kunstwerk verwendeten, durch Panagathes Zauberkraft entfaltete. Die himmlische Tonkunst hörte mit staunendem Ohre ihre Günstlinge im schmelzenden Adagio und wirbelnden Allegro den gefälligen und rauschenden Tanz der jugendlichen Reihen

mit Zauberkraft begleiten: Alles wallte in Freude, zerfloß in Wonne. Und was Tanz und Musik nicht zu vollenden vermochten, das wußte die himmlische Kraft der Liebe zu ersetzen, die in den feurigen Blicken der schönen und lieblichen Jugend, ihre Empfindungen in einem wonnevollen Kreislauf zu erhalten wußte.

In dieses Getümmel verlor sich Kanzedir. Anfänglich konnte sich seine Einbildungskraft nicht herausfinden. Alle seine Sinne waren in einen süßen Taumel versunken. Seine zur Liebe geneigte Seele fand in jeder der weiblichen Schönheiten, welche die Natur hier verschwendet zu haben schien, einen Gegenstand seiner Bewunderung und seines Entzückens. Kaum hatte er sich aber ein wenig gesammelt, so begann in ihm wieder der Kreis seiner ihm eigenen Empfindungen Raum zu gewinnen,

und seine Stimmung für Abenza blieb nicht die letzte, welche sich seiner Einbildungskraft aufdrang. In einer jeden der hier versammelten Schönen suchte er etwas auf, was er an Abenza bewunderte und das führte ihn endlich auf den Gedanken: ob Panagathe ihm nicht das Vergnügen gemacht haben sollte in diesem großen Cirkel ihn umgebender Schönen ihn mit seiner Abenza zu überraschen.

Der Gedanke drängte sich in ihm mit allzugroßer Lebhaftigkeit hervor, als daß er vollends Meister seiner Sinne bleiben konnte, und die nächste nur etwas seiner Abenza ähnliche Gestalt mußte ihn in jener Vermuthung bestärken. Schon weilte sein Auge einige Zeit auf dem Gewebe der mannigfachen Schönen, als eine weibliche Figur in solchem Grade seine Aufmerksamkeit auf sich zog, daß er keinen Augenblick

zweifelte, in ihr seine Abenza zu finden. Sie sehen und verfolgen, war bei ihm nur Ein Gedanke. Er ließ sie nicht aus den Augen. Keinen Schritt konnte sie thun, ohne daß Kanzedir ihn nicht zu bemerken strebte. Endlich erreichte er seinen Zweck der Maske sich ungehindert nähern zu können. Sie zog sich aus dem Gewühl zurück. Er war sogleich an ihrer Seite und faßte Muth sie anzureden.

»Wir kennen uns, schöne Sylphe!« waren seine ersten Worte.. Keine Antwort erfolgte. »Ich sollte glauben Sie sind es —« fuhr er fort. Die Schöne verhüllte sich etwas mehr, geht auf die Seite und nimmt auf einem Divan Platz. Kanzedir ließ sich an ihrer Seite sogleich nieder: »Sie verstecken sich vor mir? Spielen gegen mich die Spröde?« fuhr er fort. »O wüßten Sie was ich für Sie empfinde!« —

Die Sylphe hört ihn gelassen an, giebt keinen Ton von sich, sondern antwortet ihm nur mit einigen Bewegungen, die für Kanzedir mehr Bedeutung hatten, als manche laute Äußerungen. Er ward daher immer zudringlicher und beherzter, Er wollte und konnte sich nicht länger getäuscht sehen und wagte es daher, auf eine sanfte Weise ihr die Maske abzuziehen.

Wie groß war sein Erstaunen als er, statt Abenza, vor sich Panagathe sah. Panagathe ihrer Seits, welche keinesweges wußte, daß Kanzedir in ihr seine Abenza verhüllt wähnte, freute sich ihrem Neffen einen augenscheinlichen Beweis gegeben zu haben: daß die strenge Liebe welche er gegen Abenza zu hegen schien, nur in seiner Einbildungskraft genährt werde, und daß es nur eines andern Gegenstandes bedürfe, um dieser eine andere Richtung zu geben.

Das Staunen Kanzedirs zwang Panagathen ein Lächeln ab, das sich aber in einen mächtigen Ernst verwandelte, als sie ihren Neffen entrüstet aufspringen sah und entrüstet in die Worte ausbrechen hörte: »Auch Du willst dieses Herz zerfleischen? Ist es Dir nicht genug, daß Abenzas Bild selbst mich verfolgt, mußt Du noch Deine Zauberkünste aufbieten und mir als Abenza erscheinen? Nein! ein solches Leben ist mir eine Last. Verzweifelung rette mich« — und rasch greift er nach seinem Dolch, um sich damit zu durchbohren. Allein die Fee hielt den unglücklichen Stoß auf. »Unbesonnener!« rief sie, »was beginnst Du vor meinen Augen? vergißt Du meine Anhänglichkeit, meine Liebe zu Dir?«

Abenza oder den Tod! das ist meine Losung; rief Kanzedir entrüstet.

»Wohlan! fiel Panagathe ein, hältst

Du Dich stark genug, Unglücklicher! über Dein Schicksal zu walten, so wag' einen Kampf gegen Deine Bestimmung. Ich habe bis jetzt Alles aufgeboten, Dich von Deiner unseligen Leidenschaft zu heilen. Ich kann die Folgen nicht berechnen die sie für Dich haben kann.«

Abenza soll mir um keinen Preis zu theuer sein, erwiederte Kanzedir. Ich will gleich fort. Mit der ganzen Welt will ich kämpfen, um mir den Besitz meines Glückes zu verschaffen — und mit schnellen Schritten wollt er sich entfernen.

»So lebe denn wohl!« rief ihm die Fee nach. Der sanfte Ausdruck ihrer Stimme rührte Kanzedir. Er wandte sich wieder gegen Panagathe. Mit Abenza, rief er gefaßt, oder nie siehst Du mich wieder. Nimm also dies vielleicht letzte Lebewohl. Doch hast Du noch eine Liebe

für Deinen Neffen, setzte er hinzu, so gewähre ihm seine letzte Bitte: leihe ihm einen Theil Deiner Zauberkraft.

»Meine Pflicht gebietet mir,« erwiederte Panagathe, »Dir nichts zu versagen, was zu Deiner Rettung dienen kann. Ich will Dir gern den wichtigsten Talismann anvertrauen, der mir zu Theil ward, doch das sei Dir gesagt: Du könntest vermöge seiner Kraft vielleicht Deinen Zweck erreichen, allein durch die geringste Unbesonnenheit Dir größeres Unheil zubereiten, als Du zu erwarten hast. Sei daher vorsichtig und handle wie ein Mann.« Bei diesen Worten band sie sich eine Perlenschnur los, übergab sie Kanzedir und fuhr fort: »berührst Du diesen Talismann mit Deiner Linken und winkst mit Deiner Rechten, so werden Dir alle Kräfte der Natur zu Gebothe stehen, einen jeden Deiner Wünsche

zu erfüllen, doch nur unter der Bedingung, daß keiner dieser Wünsche einem andern Wesen zum Schaden sei.«

Nicht zum Schaden? Wie? Sollte ich meine Nebenbuhler bei Abenza nicht in Pygmäen und Eulen verwandeln können? Sollt' ich nicht — ?

»Mein Wirkungskreis reicht nur bis an die Regionen des Wohlwollens. Der mächtigste Talismann, der mir ward, kann den Sterblichen nur durch Wohlthun und Sanftmuth zu seinem Zwecke verhelfen.«

Mit Deinem ewigen Wohlthun! dabei möchte man zum Weisen werden.

»Des Schicksals Wille ist meine Grenze, — Willst Du Dich nicht neuen Gefahren aussetzen; so entferne Dich nie von Deinem Talismann und sorge dafür, daß Du nicht Veranlassung giebst, Dir denselben entwenden zu lassen.«

Bei diesen Worten stand Kanzedir mit der Perlenschnur und sann auf einen schicklichen, versteckten und zugleich sichern Ort wo er sie verwahren konnte: ich dächte, sprach er, es wär' am besten sie mir um den Hals zu binden.

»Der Meinung bin ich nicht,« erwiederte Panagathe. »Eine solche Männern ungewöhnliche Zierde würde Vorwitzigen theils Gelegenheit zu lachenden Witzeleien geben, theils Hinterlistige bald auf die Wirksamkeit derselben aufmerksam machen und Dich ihrer Habsucht aussetzen.«

Wohl recht, Tantchen! wohl recht! rief Kanzedir — doch halt! Mir fällt ein — hier ist der schicklichste Ort für unsern Talismann. Hier in eine Falte meines Turbans stecke ich ihn hinein, darin soll er bleiben und Niemand soll ihn hier vermuthen. — Nun, Tantchen! was sagst Du

zu Deinem Neffen? Gelt! er hat Verstand. Nicht mehr gezaudert Kanzedir, die Freude der Menge soll auch nicht gestört werden. Leb wohl, Tantchen! Im Stillen mach' ich mich auf und davon.

Bei diesen Worten waren schon Kanzedirs Gedanken auf dem Wege nach Abinali. Er berührte mit seiner Linken die Perlenschnur und mit der Rechten winkte er. Plötzlich fühlte er sich nach den obern Regionen gehoben, wo er, auf die Fittige eines großen Steinadlers hinversetzt, davon getragen ward. In Lüften ist's schnelles Reisen. In wenigen Stunden ward Kanzedir da abgesetzt, wo er zu sein wünschte.

Obgleich Kanzedir bei seiner Ankunft noch Alles in stockfinstere Nacht gehüllt fand, so gewahrte er doch so viel: daß er grade vor dem Pallast des Sultan Zeschid sich befand. Welche angenehme Empfin-

dungen nahmen in seiner Seele Platz. In diesen Mauern war Alles das enthalten wonach sein Herz schmachtete, in dessen Besitz seine Seele einzig und allein dereinst Ruhe finden dürfte. In diesen Gemächern lebte Abenza, das einzige Geschöpf dem er die Zufriedenheit seiner Tage weihete.

Sein erster Gedanke war nun, sich mit Hülfe seines Talismannes ein solches Ansehen zu geben, wodurch er sich der Achtung und Verehrung des Sultans und seiner Großen versichert halten konnte. Durch diese glaubte er seinen Nebenbuhlern mit größerm Nachdruck begegnen zu können, und leichter zum Herzen Abenzas Eingang zu finden.

Es kostete ihn nicht mehr als einen Wink, so erhob sich ein mächtiger mit dreizig Façaden, zehn Kuppeln und unzählbaren Säulengängen verzierter Pallast,

dem des Sultans grade über. Sein Inneres war mit allen dem versehen was erfordert wird, um den Glanz und die Würde seines Bewohners zu erhöhen. Mamelucken, Verschnittene aller Art, Riesen, Zwerge, kurz der ganze Troß von Begleitung und Wache, mit dem man einen Großen gewohnt ist, umgeben zu sehen, belebten endlich auf den Wink Kanzedirs dies unermeßliche Gebäude.

Kaum glaubte Kanzedir Alles nach seiner Absicht geordnet zu haben, so zog er sich in sein Schlafgemach zurück, um dem Tage entgegen zu schlummern.

Man kann sich leicht denken, daß beim Anbruch desselben, der hergezauberte Pallast die Bewohner Albinalis in außerordentliches Staunen versetzte, und bei ihnen äußerst gespannte Fragen nach dem Besitzer desselben veranlaßte. Keiner konnte dem

Andern hierüber gewisse Auskunft geben, und es gerieth desfalls ein großer Theil derselben in furchtsame Bewegung. Einige sahen in diesem Pallast ein mächtiges Heer verborgen, das nur dem günstigen Augenblick entgegen sehe, um der Dynastie der Beschiden auf Albinalis Thron ein Ende zu machen, und dies war Veranlassung genug, durch ein allgemeines Aufgebot alles streitbare Volk vorerst unter Waffen zu bringen, um den Sultan nicht einem Überfalle, während er noch mit seinem Haushalte in einen tiefen Schlummer versenkt war, auszusetzen. Von allen Seiten zog sich daher eine gewaffnete Menge unter dem Schall der Posaunen und Trommeln vor dem Pallast Kanzedirs zusammen.

Dieses unselige Geräusch mußte Kanzedir aus seinem Schlummer wecken. Er sprang daher von seinem Lager auf, und nachdem

ihm einer seiner Mameluckken von der Ursache des Geräusches einige Auskunft gegeben, warf er sich in einen seiner Würde angemessenen Talar und zeigte sich der versammelten Menge am Fenster.

Kaum erblickte man ihn, so erkannten einige ihn sogleich für einen Fürsten, der vor kurzem einige Zeit an Zeschids Hof gelebt. Kanzedir seiner Seits verfehlte aber nicht, durch seinen Talismann vor der Menge eine große Marmortafel herzuzaubern, auf welcher er ihr mit brennenden Buchstaben die unbeschränkte Macht anzeigte, welche ihm verliehen worden, und sie erinnerte, daß es völlig von ihrem Benehmen gegen ihn abhängen werde, wenn sie sich vom ihm viel des Guten zu versprechen haben wolle.

Indeß verbreitete sich auch die Nachricht von dem Allem im Pallast des Sultans.

Man eilte, dem Sultan beim Erwachen sofort die Ankunft des Prinzen Kanzedir und die wunderbare Macht, mit welcher ihn das Schicksal versehen, zu hinterbringen. Der Sultan stand nicht an, einen Fremden von solchem Ansehen und solcher Macht mit gehöriger Achtung bewillkommen und sofort förmlich an seinen Hof einladen zu lassen.

Die großen und wunderbaren Dinge, mit welchen sich die Einwohner Albinalis durch die Macht Kanzedirs überrascht zu sehen hofften, verursachten, daß seine Ankunft auch unter dem Volke eine lebhafte Freude bewirkte. Man sprach von nichts als von dem wunderbaren Fürsten. Und die Erfahrensten und Weisesten berathschlagten auf der Stelle, welche Mittel angewendet werden müßten, um einen solchen mächtigen Gast so zu bewirthen,

daß dadurch Zeschids Thron und daher seinen Völkern ein größeres Heil vorbereitet werde.

Allein eine ganz entgegen gesetzte Empfindung erregte Kanzedirs abermaliger Besuch bei Abenza und ihrem Geliebten dem Emir Alhavi. Vermochten Kanzedirs Reichthümer schon ehemals den Sultan zu bewegen, ihn in Besitz von Abenzas Hand zu setzen, so mußte die genialische Kraft mit welcher er jetzt an Zeschids Thron erschien, die Liebenden um so mehr fürchten lassen: daß der Sultan Kanzedir geneigt zu sein und ihre Liebe zu stören veranlaßt werden dürfte.

Es ist daher wohl leicht zu denken, mit welchen Gesinnungen Kanzedir bei seiner abermaligen Erscheinung an Zeschids Hofe von Abenza aufgenommen ward. Indeß wird man Abenza so viel Klugheit zutrauen,

daß sie in ihrem äußerem Benehmen keine Veranlassung gegeben, weder Kanzedir zu beleidigen, noch ihrem Vater, im Fall er mit Kanzedir einige Absichten haben sollte, eine gemächliche Aussicht zu verrathen.

Abenza war eins von den weiblichen Geschöpfen, die ihre Schönheit durch einen gewissen bezaubernden Reitz geltend zu machen wissen. Sie wollte nie durch ihre äußere Form absichtlich gefallen, legte nie auf dasjenige, was ihren Körper heben konnte, einen sonderlichen Werth; suchte nicht durch abgemessene Blicke, Worte, Bewegungen und Schritte sich eine Haltung zu geben, und strebte überhaupt nicht beim ersten Anblick Bewunderung und ehrfurchtsvolles Wohlgefallen zu erregen. Unbefangenheit, edle Nachlässigkeit, munteres Wesen, liebenswürdiges Schwatzen, schneidender Witz und anständige Offenherzigkeit waren die Hauptzüge ihres Karakters.

Aus diesem Umriß Abenzas wird man ohngefähr den Ton abnehmen können, in welchem sie Kanzedir empfing. Sie kam ihm nicht mit einer zurückhaltenden Miene entgegen, sah ihn nicht mit keuschem Blick an und gab ihrem Willkommen keinen züchtigen Ausdruck; sondern mit munterm Schritt, schalkem Blick, mit einem offenen und jovialen Lächeln sahen sie der Sultan, die Großen und der ganze Hof auf Kanzedir zueilen, seine Hand ergreifen, ihm einen herzlichen Willkommen sagen und an seiner Ankunft frohen Theil nehmen. Es fiel Keinem der Umstehenden auf. Sie begegnete Jedem auf diese Weise und man war dies Benehmen an ihr gewohnt.

Ganz anders wirkte dies Betragen auf Kanzedir. Er besaß noch wenige Kenntniß von der Welt, und bei weitem mangelte es ihm an der des weiblichen Her-

zens, um berechnen zu können, wie viel er in Abenzas Benehmen für seinen Vortheil gut zu schreiben habe. Einer solchen Aufnahme war er nicht gewärtig, und es beseelte ihn in solchem Grade augenblicklich seine Hoffnung, daß er Abenzas gegen ihn ehedem beobachteten Kälte, jetzt eine Bedeutung zu geben versucht ward, die seinen Absichten äußerst schmeichelhaft war. Er glaubte fest und bestimmt, daß der Anblick seiner Herrlichkeit und der Ruf seiner genialischen Macht Abenza beseelten, gegen ihn Empfindungen zu äußern, die sie bei seiner ehemaligen Anwesenheit nur zu unterdrücken vermögend war.

Er begegnete daher Abenza mit einem schmachtenden und zugleich von seiner Würde beseelten Äußern. In diesem erkannte Abenzas Scharfblick sogleich ihren zudringlichen Liebhaber, und sie freute sich

im voraus, daß die Stimmung, in welche sie ihn versetzt, ihr oft Gelegenheit darbieten dürfte, seinem Gefühle solche Kränkungen widerfahren zu lassen, daß es endlich gegen ihre Reitze abgestumpft werden oder in Rücksicht aller seiner Hoffnungen in Verzweiflung gerathen müßte.

Zu schmeichelhaft war für Kanzedir die Vorstellung, die er sich von der Neigung Abenzas gegen ihn gemacht, als daß er nicht in jedem Umstande hätte Veranlassung finden sollen, sich von der Wahrheit dessen, was er in Abenza's Herz zu gewahren Gelegenheit hatte, vollständig zu überzeugen. Die Abwesenheit Alhavis, seines ihm verhaßten Nebenbuhlers, bei einem feierlichen Mahle, das seine Ankunft veranlaßte und zu welchem der Sultan keinen seiner Großen und Günstlinge einzuladen vergessen zu haben schien — die Abwesen-

heit eines Mannes, welchem der Sultan seiner Tochter Hand und seinen Thron bestimmte, mußte ihm eine Vermuthung an Händen geben, die seiner Erwartung und seinen Absichten schmeichelhafter sein mußte, als Alles was ihm Verbindliches jetzt vom Sultan, Abenzan und allen Großen widerfuhr.

Er wähnte nicht, daß Alhavis Abwesenheit nur durch die Liebe Abenzas für denselben veranlaßt worden; wähnte nicht, daß ihre Zärtlichkeit gegen ihn, in ihr die Besorgniß erregte, Kanzedir dürfte aus Rache seine genialische Kraft gegen Alhavi in Bewegung setzen, und diese ihr den Gedanken überwinden hieß, ihren Geliebten einige Zeit von sich entfernt und auf einen seiner Landsitze zurückgezogen zu sehen; kurz er wähnte nicht, daß Alhavi, durch die lebhaften Äußerungen seiner Liebe,

mit denen er Abenza auch in der Ferne zu unterhalten wußte, ihm ein unüberwindlicher Nebenbuhler blieb. Allein auch Abenza ahndete nicht, daß Kanzedir nur in den Regionen des Guten mit seiner genialischen Kraft wirken könne; sie ahndete nicht, daß die Tapferkeit Alhavis ihn gegen jede Bosheit Kanzedirs zu schützen vermöge. So nähren die Sterblichen gegenseitig vergebliche Hoffnung und Furcht.

Die Abwesenheit Alhavis, das frohe muntere Wesen Abenzas, der zuvorkommende Blick des Sultans, kurz Alles schien Kanzedir einzuladen, der Erfüllung seiner Erwartungen nicht allein entgegen zu sehen, sondern auch alles aufzubieten, was ihm zu Gebote stand, um seine Absichten auf Abenza und Albinalis Thron zu erreichen.

Kaum war das Mittagsmahl aufgehoben, so suchte Kanzedir auf eine schickliche

Art sich Abenza zu nähern. Die Gesellschaft zerstreute sich in den hinter dem Pallast des Sultans gelegenen Garten. Kanzedir wich nicht von Abenzas Seite. Und obgleich der unterhaltende Ton ihm nicht zu Gebote stand, den Abenza an Alhavi bewunderte, so suchte er ihn durch einige Spiele seiner Zauberkraft zu ersetzen, die der Eitelkeit eines jeden andern weiblichen Geschöpfes geschmeichelt haben würden, allein auf Abenza den grade entgegengesetzten Eindruck machten. Sie ließ ihn dies mit der ihr eignen Laune, und ihrem schalken Blick wohl fühlen, allein dergleichen Winke waren Kanzedir zu unverständlich.

Bei jedem Schritte Abenzas wußte Kanzedir alle Schätze Florens um seine Geliebte herzuzaubern. Allein sie, die sonst bei jeder Blumenflur mit Entzücken ver-

weilte, verleitete jetzt ein schalker Eigensinn, die schönsten Blüthe mit ihrem kleinen Fuß zu zerknicken. Ließ sie sich auf eine einfache Rasenbank nieder, um sich auszuruhen, so sah sie sich gleich unter einer Laube, deren Schatten und Wohlgerüche das gefühlloseste Wesen zur Ruhe einluden. Allein eh es Kanzedir sich versah, war sie von Abenza verlassen. Hin und wieder sah sich Abenza von den liebenswürdigsten Gestalten, die Kanzedirs Talismann zu schaffen vermochte, aufgehalten, die ihr Erfrischungen und Spielwerke aller Art anboten, allein bald schien sie selbige nicht zu bemerken, bald sagte sie ihnen eine Neckerei, die Kanzedir fühlen sollte, endlich verleitete sie ihr Muthwille eine Handvoll Spielereien anzunehmen, die sie mit ihrer Marmorhand Kanzedir entgegenwarf, um ihn gleichsam zu verhindern, die Miene zu

be-

bemerken, mit welcher sie diesen boshaften Zeitvertreib begleitete. Unter solchen Neckereien suchte sie ihre Laune so lange zu erschöpfen, bis sie einen schicklichen Vorwand hatte, sich in ihr Gemach zurückzuziehen.

Ein solcher Geist wie Kanzedir ist leicht zu befriedigen. Er kennt nicht so mannigfache Rücksichten und hat nicht solch feinen Takt, um in jeder Äußerung die Stimmung abmessen zu können, mit welcher sie ihm gegeben und er sie aufnehmen müsse. Sich nun mehr selbst überlassen, ließ er seiner Gedankenreihe vollen Lauf. Allein in solchen Seelen ist sie sehr kurz, sie findet bald ein Ziel. Abenza, dachte er, scheint mir nicht abgeneigt. Indeß ich muß sie ganz für mich hinreissen, muß ganz zur Bewunderung sie gegen mich stimmen. Dies war Alles was er dachte.

Und nun begann er auf ein Mittel zu

sinnen diesen seinen Zweck zu erreichen. Auch hier hatte er nicht viel zu erwägen. Sein Geschmack hatte nicht eine solche Vielseitigkeit, daß ihm die Wahl schwer gefallen wäre. Erdacht und beschlossen war ein prächtiges Feuerwerk, das er unter Abenza's Fenstern noch diesen Abend hinzaubern und abbrennen lassen wollte. Er zog sich sofort in seinen Pallast zurück und trug einem ganzen Heere von Sklaven auf, Abenza, den Sultan, alle Großen und endlich ganz Albinali zu dem prächtigen Schauspiele einzuladen, das sein Feuerwerk ihnen allen gewähren solle.

Der Abend kam heran. Buchstäblich ward vom Talisman Kanzedirs Wille erfüllt. Alles war zu dem prachtvollsten Feuerwerke bereitet. Ein unzählbarer Haufen von Albinalis Einwohnern strömte von allen Seiten herzu. Der Sultan und alle seine Großen erschienen mit einer Pracht,

die in dem Auge der großen Menge das Schauspiel glänzender und erhabener machte. Aller Erwartung war aufs Höchste gespannt. Endlich erschien auch Abenza von Kanzedir begleitet. Die Menge staunte ihn an. Ein jeder wollte in ihm etwas Himmlisches, Göttliches sehen. Nur Abenza war weit entfernt etwas von der Art in ihm zu bewundern.

Kaum hatte Abenza Platz genommen, so erfolgte auch Kanzedirs Wink. Das prachtvollste Schauspiel begann, das jedes sterbliche Auge entzückte. Alle wunderbare Erscheinungen und Wirkungen der Natur, alles was die Urwelt Großes und Schönes hervorgebracht, wurde hier in Flammenzügen den Augen der Menschen dargestellt. Alles war in Entzücken und Erstaunen versetzt. Selbst Abenza schien die Angelegenheiten ihres Herzens in diesen Flammen aufgehen zu lassen. Sie saß mit dem großen Menschenkreise in Entzücken versenkt

Plötzlich brach ein heller Funke aus dieser Flammenwelt hervor. Aus Furcht er möchte über Abenza sich niedersenken, suchte Kanzedir ihn mit seiner Hand aufzufangen. Der Funke faßte plötzlich die Bekleidung seines Arms, ward zur Flamme und griff mit solcher Gewalt um sich, daß alle Umstehenden, die mit Erfrischungen angefüllten Pokale, zur Löschung der Flammen, herleihen mußten. Abenza, der Sultan und alle Großen geriethen in Bewegung, eilten auf Kanzedir zu, und fanden ihn so in Schmerz versunken, daß man ihn ohnmächtig nach seinem Gemach tragen mußte. In der That hatte ihm die Flamme den Arm so beschädigt, daß alle Kunstverständigen beim ersten Anblick — ob ich sagen soll aus Eigennutz oder Unwissenheit — ihn mit einem Achselzucken betrachteten. Doch wir wollen Kanzedir vorjetzt den Wundärzten überlassen.

Der Eindruck den dieser Vorfall auf den Sultan, Abenza und ganz Albinali machte, war in der Rücksicht ziemlich gleich. Alles fand sich in der Erwartung betrogen, die man von Kanzedir's genialischer Kraft hatte. Und er mußte daher einen großen Theil von Ansehen und Ehrfurcht, welche man ihm schuldig zu sein sich verpflichtet hielt, in den Augen aller verlieren. Ihm widerfuhr das, was jedem beschieden ist, der nicht die Grenze von dem angiebt, was man sich von ihm zu versprechen hat. Die wunderbare Weise, auf welche Kanzedir sich vor ganz Albinali gezeigt, ließ erwarten, daß er den Wirkungen der Natur nicht allein eine ganz andere Richtung verleihen, sondern auch selbst denselben nicht unterworfen sein könne. Man wähnte ihn nicht von Fleisch und Blut, glaubte daß es Feuer geben könne, das nicht brennt, und was mehr derglei-

chen wüste Begriffe waren, mit welchen die Phantasie die Menschen heimsucht.

Für Keinen hatte aber der Kanzedirn widerfahrne Unfall angenehmere Folgen als für Abenza. Sie sah ihn an Werth in den Augen des Sultans und ganz Albinali verliehren, ein Umstand der ihr Hoffnung gab, das Ansehen ihres Geliebten nicht zu sehr herabgesetzt zu sehen. Vor allem mußte sie aber bei dem Gedanken in eine frohe Stimmung versetzt werden, daß sie, während Kanzedir das Zimmer hüten mußte, unbesorgt ihren Alhavi aus seiner Einsamkeit herbeieilen sehen und mit ihm, ohne von Kanzedir gestört zu werden, die seligsten Stunden nun hinbringen konnte.

In der That erschien am andern Tage Alhavi wiederum im Cirkel der Großen an Zeschids Hof. Eine tausendjährige Trennung würde den sterblichst Verliebten keine berauschendere Freude beim Wiedersehen

gewähren können als Abenza und Alhavi genossen. Und lebten sie sonst nur selten Stunden getrennt von einander, so theilten sie jetzt beinahe einen jeden Augenblick ihres Daseins. Die Freuden der himmlischen Liebe schufen ihnen eine eigne Welt, sie kümmerten sich daher wenig um Kanzedir, der indeß mit großen Schritten seiner Besserung näher kam, und der Stunde entgegen sah, in welcher er wieder an Zeschids Hof und vor Abenza erscheinen könne.

Der Tag, an welchem er seinen Wunsch befriedigt sehen sollte, brach endlich an. Kanzedir erwachte, und sein erster Gedanke war, wie er wieder vor Abenza auf eine, einem zärtlichen Liebhaber schickliche Art erscheinen könnte. Er sann hin und her. Endlich beseelte ihn der romantische Gedanke, Abenza in des Sultans Park, wo sie gewöhnlich den Morgen zu genießen pflegte, zu überraschen.

Gedacht, gethan. Mit raschem Schritt eilte er nach dem Park und durchstrich den größten Theil desselben. Keine Grotte, keine Laube, keinen Wandelgang ließ er unbetreten. Endlich vernimmt er ein Lispeln. Er horcht auf, nähert sich dem Ort wo die Stimme ihm herzukommen schien, und trauet kaum seinem Auge. Er sieht Abenza auf einer Rasenbank gelagert, zu ihren Füßen Alhavi, den sie mit vertrautem Blick eben ihre Hand mit Küssen überhäufen läßt.

Eifersüchtige Verzweiflung bemeisterte sich Kanzedirs. Er sah sich nun in allen seinen Hoffnungen bei Abenza getäuscht, und Rache an seinem Nebenbuhler ausüben zu können, war der erste Gedanke der ihn beschäftigte. Allein vergebens nährte er den Wunsch, Alhavi in einen Krokodill oder Dornenstrauch verwandelt zu sehen. Vergebens berührte er in dieser Absicht wieder-

holt seinen Talismann. Alhavi ward — für Abenzas Augen liebenswürdiger, für die seinigen — empörender Nebenbuhler. »Verdammt!« rief er mit aufgebrachter Stimme, »Muß meine Macht Alhavi Glück, und mir Verzweifelung schaffen.

Bei diesen Worten blickte Abenza auf. Man denke sich ihren Schrecken. »Alhavi!« rief sie mit ängstlichem Tone, »rette Dich. Ich sehe Kanzedir.« — In diesem Augenblick« rief Alhavi mit entscheidenden Ausdruck, »kann mich nur der Tod von Deiner Seite rufen. — Er sprang auf, zog seinen Dolch, und ging einige Schritte seinem Feinde entgegen.

Kanzedir erschrack und zog sich muthlos ins Gebüsch zurück. Hier hing er seinen Gedanken nach. Keine Grenze sah er für seine Leiden. Vergebens spannte er die ihm kärglich zugemessene Geisteskraft an, um ein Mittel aufzufinden, das ihm ver-

sprach in Abenzas Armen des Glücks der Liebe theilhaftig zu werden. So schlenderte er beinahe eine Stunde hin. Die Sonne brach mit aller Stärke hervor. Kanzedir war schon längst auf einer Ebene fortgegangen. Von der Hitze gedrückt sah er sich nach einem schattigten Baum um. Allein näher war ihm ein geschmackvolles Gartenhaus des Sultans. Er fand es offen und trat also ohne Anstand hinein.

Der erste Gegenstand, der ihm aufstieß, war ein Marmorbild Abenzas. Nie hatte der Meißel eines Künstlers so lebhaft, so natürlich und mit solcher künstlichen Wahrheit sein Urbild darzustellen gewußt, als dieses. Da war nicht der mindeste Zug vergessen. Die Statue zeigte Abenza wie sie wirklich in Kanzedirs Geiste lebte. Sein Auge weidete sich an dem himmlischen Reitz, den der Künstler Abenzas Wesen abgesehen. Ganz in süße Betrachtung versenkt, schien

er die Kränkung zu vergessen, die ihm Abenza widerfahren lassen. Die sanften Regungen der Liebe bemeisterten sich wieder seiner. Er war ganz Gefühl und seine Einbildungskraft vermochte es, ihn so herauf zu stimmen, daß er gleichsam wachend träumte und in Begeisterung auf die Statue hineilte, sie in seine Arme schloß und ihrer Lippe den Kuß der Liebe aufdrücken wollte. Allein, ein kalter Marmor störte seine Täuschung. Er fühlte sich wie zurückgestoßen. Sein Bewußtsein erwachte, und er gewahrte nur allzusehr, daß Abenzas Bild ihm nicht Abenza ersetzen könne.

Alle seine Gefühle wurden in ihm herabgestimmt. Allein zu abgespannt waren alle seine Kräfte, um ihn in Verzweiflung zu bringen. Ein sanfter Schmerz bemeisterte sich seiner. Mit stummem Gefühl warf er sich dem Bilde gegen über auf einen Divan. Ein freieres Gedankenspiel bemei-

sterte sich seiner wieder. »Kann und soll Abenza selbst,« dachte er, »mich nicht von ihrer Liebe heilen; so soll ihr Bild mir immer gegenwärtig sein. Hier will ich täglich mein Auge an Abenzas Bild weiden. Ihm gegenüber will ich meine Liebe verseufzen, bis auch mein Herz zum Marmor wird.« Der Genius der Ruhe schien sich über seine Empfindungen zu lagern; so still und zufrieden blieb er eine kurze Zeit.

Allein plötzlich sprang er auf. Er suchte um sich her den holdseligen Genius der ihm den Gedanken veranlaßte, welcher eben sein ganzes Wesen aufs neue belebte. »Glückseligster Augenblick meines Lebens! himmlischer Genius!« rief er, »warum hast Du so lange gezaudert mich zu beseeligen? Abenza ist mein! dieser Marmorblock soll sie mir verleihen. Er ist nicht der Erste, den ein Talisman beseelte.

Bei diesen Worten berührte er mit der

Linken seine Perlenschnur und winkte mit der Rechten. Welches Wunder! Welcher Anblick ward ihm zu Theil! — Der Marmor begann allmählig in Leben überzugehen, das wonnevollste Schauspiel entwickelte sich vor Kanzedirs Augen, die bleiche Wange überzog eine Rosenröthe, das starre Aug beseelte ein Feuerblick, das wallende Haar ward kastanienbraun, der kalte fühllose Busen hob sich von dem wallenden Pulsschlag, der ins Ganze Leben und Bewegung trieb. So stand die Bildsäule Abenzas belebt vor Kanzedir.

Entzücken ließ ihn kein Wort vorbringen, nur in Staunen war er versenkt. Der sanfte Blick, das süße Lächeln, der ausgebreitete Arm des ins Leben übergangenen Bildes seiner Abenza, Alles dies lud ihn ein sich ihm zu nähern. Mit Wonnegefühl fand er sich in den Umarmungen derselben beseligt. Einen Strom von feu-

rigen Küssen drückte er dem Rosenmunde auf, der ganz die Seligkeit ihn fühlen ließ, deren er sich in den Armen Abenzas dereinst zu erfreuen träumte.

In diesem trunkenen Augenblick vergaß er die Welt, vergaß er Alles was ihm theuer war, und indem er ganz in Seligkeit versunken an Abenzas Busen hing, stürzt ihm der Turban, welcher seinen Talisman verborgen hielt, plötzlich vom Haupte. Er achtete dessen nicht.

Allein kein Augenblick verging, so verlor sich der Zauber. Aus dem Marmor schwand der Lebenshauch der ihn beseelte, die Wange verlohr ihr Roth, das Auge sein Feuer, der Arm erstarrte und der Busen erkaltete. Kaum fühlt er die wiederkehrende Marmorhärte, er blickt auf und erschrickt beim Anblick des Marmorhaupts. Er will sich los machen, aber — O unerwartetes Schicksal! — er fand

sich in den Marmorarmen der Bildsäule in die er sich geworfen, nun gefesselt und troz aller aufgebotenen Kräfte kann er sich nicht losmachen.

Eben war die Stunde herangekommen in welchem der Sultan von Abenza, Alhavi und seinen Großen begleitet, sich dem Gartenhause näherten, um in demselben ein verabredetes Frühstück einzunehmen. Betroffen blieben alle beim Eintritt in dasselbe stehen, als sie den Zustand, in welchem sich Kanzedir befand, gewahrten. Vor Staunen konnte Keiner ein Wort von sich geben.

Noch lag der Turban nicht fern von der Gruppe. Abenza gewahrte ihn; sie trat hervor ihn aufzunehmen, allein er entfuhr stracks ihren Händen. Man hört ein fürchterliches, dem Donner gleiches Rollen in Lüften, und Panagathe zeigt sich den Umstehenden mit dem Turban in ihrer Hand.

Tiefes Stillschweigen herrschte im gan-

Bayerische Staatsbibliothek München

zen Kreise, keiner wagte es die Stille zu unterbrechen. Endlich begann Panagathe: »nun, Kanzedir, fühlst Du die Folgen einer erzwungenen Liebe. In solche Fessel wirft sich der Mann, der den Besitz einer Weiberhand sucht, ohne sich den ihres Herzens zuerst versichert zu haben; Ich werde Dich befreien. Allein mit Deiner Freiheit suche Abenzas Freiheit nicht zu untergraben.«

Kanzedir winkte, und Abenza flog in Alhavis Arme.

Straks drückte Panagathe ihrem Neffen den Turban auf, der noch den Talisman barg. Aus den Marmorarmen der Bildsäule gelöst, sah sich Kanzedir mit ihr in die Lüfte gehoben, von wo herab er den Liebenden ein: Seid glücklich! zurief. An der Seite Panagathes verfolgte er den Weg nach ihrem Wohnsitz, wo wir ihn ein besseres Schicksal erwarten lassen wollen.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

XXXXXXXXXX (10 Bde) VIII.86

X II.87

VI.88

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Mährchen

Berlin 1802

P.o.germ. 692-10
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10112041-5